

Sagen und Sagenhaftes,  
Märchen, Schwänke, Streiche  
aus Pommern.



Von F. Uecker.



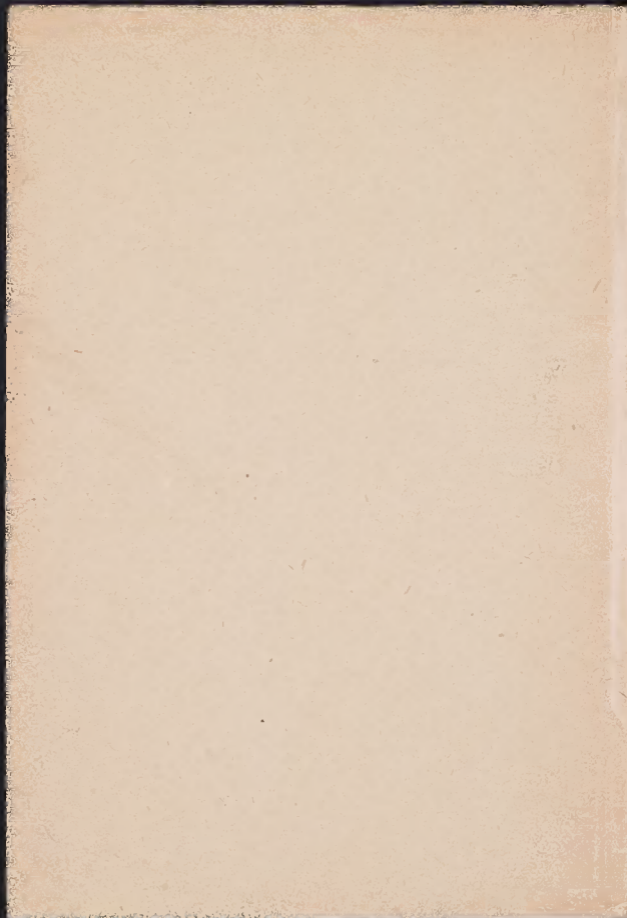
2. Auflage.

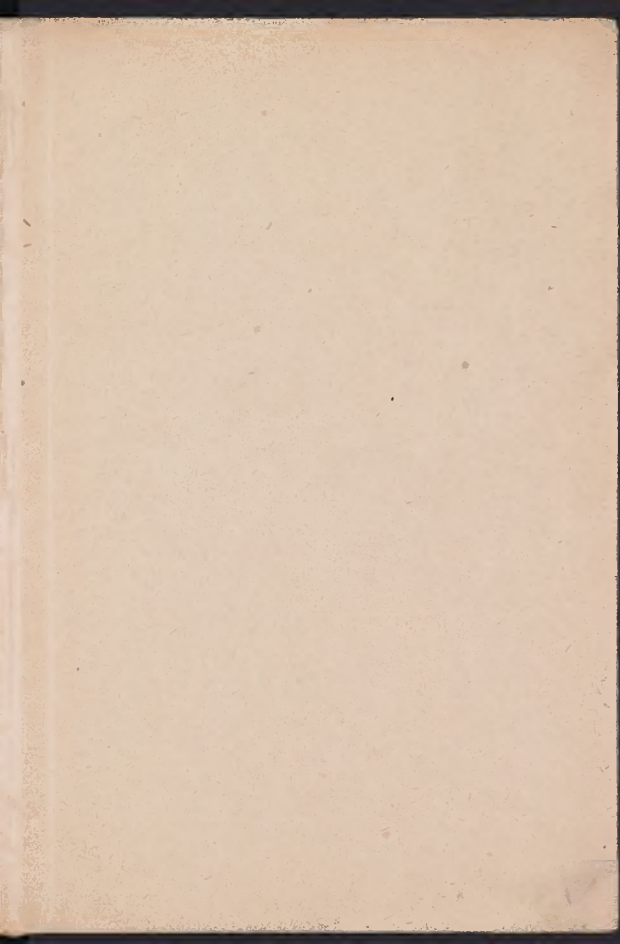


Stettin 1925.

---

Verlag von Arthur Schuster.







Sagen und Sagenhaftes,  
Märchen, Schwänke, Streiche  
aus Pommern.

oo

2. Auflage.

oo

1. Heft

Stettin und Umgebung

von F. Ueher.



Stettin 1925.

---

Verlag von Arthur Schuster.



## Vorwort.

Aus der großen Zahl der pommerschen Sagen ist hier eine Auswahl zusammengestellt, die für die Hand der Kinder bestimmt ist. Die allermeisten Sammlungen heimatllicher Sagen, Märchen usw. befriedigen mehr den Sammler als den Leser. Nur wenige sind in ein Gewand gekleidet, das letzteren zufriedenstellt, und diese wenigen wenden sich nach Form und Inhalt allein an den Erwachsenen. Selbst die Sagen in unseren Lesebüchern machten hiervon keine Ausnahme. Dadurch wurden sie für den Unterricht und die Befriedigung des Lesebedürfnisses der Kleinen völlig ausgeschaltet. Soll aber der Heimatgedanke im Mittelpunkt allen Unterrichts stehen, dann darf die heimische Sagenwelt nicht abseits bleiben, und darum versuchte ich hier Wandel zu schaffen. Die günstige Aufnahme, welche die erste Auflage fand, und die dauernde Nachfrage veranlaßte eine Neubearbeitung und Erweiterung. Ist auch trotz derselben die Anzahl der Sagen dieses Büchleins, die auf die einzelnen Gebiete Pommerns fallen, immer noch gering, so wird sie doch, abgesehen von den zunächst zu berücksichtigenden Ortsagen, dem Unterrichtsbedürfnisse in den allermeisten Fällen genügen. Von der ursprünglich beabsichtigten Dreiteilung des Buches, wie sie sich aus dem Inhaltsverzeichnis ergibt, mußte mit Rücksicht auf den Preis Abstand genommen werden. Daß die Darstellung den Kleinen Freude machen möge, damit sie in reiferen Jahren gern zur größeren Sammlung greifen, das ist mein lebhafter Wunsch.

F. Necker.



### Das Barnimskreuz.

Unweit Entepöhl, an der Chaussee von Stettin nach Uckermünde steht mitten im Walde auf einem Hügel ein hölzernes Kreuz und daneben eine bemooste Granitsäule, die die eingemeißelte Jahreszahl 1295 trägt. Beide Erinnerungszeichen, von denen das Holzkreuz wohl schon oft erneuert wurde, bezeichnen die Stelle, wo Herzog Barnim II. seinen Tod fand. Die Sage erzählt: Unter allen Jugendspielen war dem jungen Barnim Adele von Warborg die liebste. Mit ihr war er immer zusammen in Haus und Hof, in Feld und Wald. Sie mochten sich nicht trennen, und wenn Kinder schon heiraten dürften, dann hätte der kleine Barnim seine Adele sicherlich gleich zu seiner Herzogin gemacht. — Aber als die Jahre des Spiels aus waren, mußte Jung-Barnim lernen, was einst ein Herzog wissen und können muß. Jahrelang mußte er an fremden Höfen weilen. Da sah er seine Spielgefährtin nicht und vergaß sie. Dann kam die Zeit, wo Junker Barnim nach dem Tode des Vaters mit seinen Brüdern Bogislaw IV. und Otto gemeinschaftlich das Herzogtum Pommern regierte. Da gab's Arbeit genug, und wollten sich die Herzöge nach derselben ein Vergnügen machen, dann ritten sie auf die Jagd in die Uckerländer Heide. Das war früher ein einziger großer Wald zwischen Oder und Peene, Haff und Uckermark. Darin tummelte sich viel Wild, sogar wilde Pferde lebten in der Heide.

Bei, das waren fröhliche Tage, wenn die jungen Herzöge mit ihren Freunden jagten. Eine Menge Diener begleitete sie dann. Einige führten die Meute der faum zu bändigenden Hunde, andere waren Treiber, noch andere Jäger. Wieder eine ganze Zahl anderer waren Köche und hatten für Essen und Trinken zu sorgen; andere führten Zelte und alles Nötige für die Nachtruhe mit, denn in einem Tage war solch ein Jagen nicht beendet. Oft genug wurde im Walde unter dem grünen Dach der Blätter Herberge genommen (Herzogseiche), wenn Gebäude nicht in der Nähe waren.

E einmal überraschte die Nacht die fröhliche Jagdgesellschaft in der Nähe von Vogelsang, wo das Schloß des Vidante Muderwitz stand. Gerne nahm der Schloßbesitzer seine Herzöge bei sich auf. Was Küche und Keller leisteten konnten, wurde aufgetragen, und bis tief in die Nacht saß man zusammen bei Becherklang und Rundgejang. Spät erst suchten die Gäste und ihr Wirt die behaglichen Lagerstätten auf. — Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als sich alle wieder zum Morgenimbiß im Burgsaale einfanden. Hier begrüßte auch die junge Schloßherrin ihre vielliebten Gäste. Als sie Jung-Barnim die Hand zum Gruß und zum Kusse bot, erschrak dieser, verfärbte sich und stand wie angewurzelt, denn er hatte seine Jugendgespielin, seine liebe Adele von Warborg wiedergefunden; er hatte sie wiedergefunden als Gattin des Vidante Muderwitz. Da war aus seinem Herzen alle Fröhlichkeit und Lebenslust verschwunden. Er ließ sein Ross satteln und ritt betrübt auf sein Schloß zurück.

Alles sein Sinnen und sein Denken waren fortan bei seiner Jugendliebe, und er grübelte, wie er sie wiedergewinnen, wie er Adele doch zu seiner Herzogin machen könnte. Wochen waren seit dem Jagdausflug vergangen. Vidante Muckewitz hatte das fröhliche Gelage längst vergessen. Da weckte ihn eines Morgens heller Trompetenton. Er trat hinaus auf den Balkon und erblickte einen stattlichen Reiter. Ein wallender Federhut und der gestickte Greif auf der Brustseite des Samtrockes sagten ihm, daß unten ein Bote seines Herzogs warte. Da befahl er die Zugbrücke herunterzulassen, den Herold zu bewirten und zu ihm zu führen. Der überbrachte Grüße von Herzog Barnim und den Auftrag, als Gesandter zu dem König von Polen zu reiten. Zwar wunderte sich Vidante, daß der Herzog sich keinen jüngeren Boten ausgesucht habe; weil es aber eine besondere Ehre war, herzoglicher Gesandter zu sein, so nahm er den Auftrag gerne an. Nachdem er alle Vorbereitungen zur Reise getroffen und sich zärtlich von seinem jungen Weibe verabschiedet hatte, machte sich der alte Ritter mit seinem Gefolge auf nach Polen. — Nur wenige Tage waren seitdem vergangen, da sprengte ein jugendlicher Reiter nach Schloß Vogelwang und wurde dort freudig empfangen. Es war Jung-Barnim, der nun den Sommer über dort blieb, und mit seiner Adele von Warborg in Glück und Liebe dahinklebte. Die beiden wußten ja, daß Vidante so bald nicht zurückkommen konnte.

Die fallenden Blätter, mit denen der Herbstwind sein Spiel trieb, verkündeten das Ende dieser schönen Zeit. Je kürzer die Tage wurden, desto trauriger wurde Jung-Barnim, denn nun mußte er bald wieder zurück in die Einsamkeit. Ein trüber Morgen brachte dann den bitteren Abschied, doch versprach Herzog Barnim bald wiederzukommen. — Kaum war der Herzog davon gezogen, so kehrte der alte Vidante zurück. Er wurde sehr freundlich aufgenommen, doch ließ er alle Freundlichkeit unbeachtet. Lust und Fröhlichkeit, die ihn sonst immer begleiteten, schienen verschwunden. Bleich und finster ging er einher. Man wußte nicht, ob das düstere Feuer, das in seinen Augen glühte, ein nahes Fieber verkündete, oder ob Haß und Rache in diesen Blicken brühten. Die Nacht verbrachte er schlaflos. Mit dem ersten Morgengrauen rief ihn schmetternder Hörnerklang auf den Söller. Er traute seinen Augen kaum, denn unten hielt Herzog Barnim mit stattlichem Gefolge und reichem Jagdtroß. Als Barnim den alten Ritter erblickte, erschraf er, denn er hatte jemand anders zu sehen gehofft und war von der Rückkehr Vidantes völlig überrascht. Er verbarg aber sein Erschrecken, begrüßte seinen getreuen Boten und lud ihn ein, an der Jagd teilzunehmen. Muckewitz nahm die Einladung an und versprach, dem Herzog bald nachzukommen, um ein Wild zu jagen, das köstlicher sei als Edelstein. — Der junge Herzog, den seine Hoffnungen betrogen hatten, gab sich nun mit allem Eifer der Jagd hin. Hitzig verfolgte er einen stattlichen Hirsch, der mehr als 20 Euden trug. Mit lautem Ruf hezte er die Rüden zu immer schärferer Jagd. Über Busch und Stein trug ihn das blutig gespornte Roß so schnell dahin, daß sein Troß nicht folgen konnte. Bald war er mitten im wilden Walde allein auf des Hochwirts Spur. Da sah er einen Reiter mit eingelegtem Speer auf sich zusprengen. Die wildflammenden Augen des Daherstürmenden verriethen nichts Gutes. Mit zornbebender Stimme rief er dem Herzog zu: „Steh' Wild,



das ich suche! Hier im düstern Tann fordere ich Rechenschaft von dir. Meinst du, ich wüßte nicht, warum du gerade mich nach Polen schicktest und was derweilen in meinem Schloß geschah. Was du mir getan hast, kann nur mit deinem Blute gesühnt werden. Auf, wehre dich, es geht auf Leben und Tod!" Und ehe noch Herzog Barnim den leichten Jagdspeer mit dem schweren Schlachtschwert vertauschen konnte, rannte ihm Muckerwitz den Speer in die Brust. Hoch bäumte sich bei dem gewaltigen Anprall des Herzogs Pferd; lautlos sank der junge Herzog in das weiche Moos, das sein Herzblut trank. Den Sterbenden umschwammen die weichen Klänge der nahenden Jagdhörner. Der Jagdhornruf brachte Muckerwitz zur Besinnung. Schauernd erkannte er, was er getan. Sollte er sich nun gefangen geben oder fliehen? Noch schneller als er gekommen, eilte er davon. — Inzwischen waren die Jagdgenossen Barnims auf dem Kampfplatz eingetroffen. Als sie den leeren Sattel des herzoglichen Rosses erblickten, glaubten sie, ihrem lieben Herrn wäre ein Unglück zugestoßen. Schnell sprangen sie aus den Sätteln und eilten der Stelle zu, wo ihr Herzog bleich und regungslos lag. Bald erkannten sie, daß er tot sei, und der Speer in seiner Brust verriet ihnen den Mörder. Auf eine schnellgezimmerte Bahre legten sie die herzogliche Leiche und schmückten sie mit rotem Herbstlaub. In düsterm Schweigen brachten sie den toten Jung-Barnim nach Stettin, wo er in der Schloßkirche beigelegt wurde. Sein Bruder ließ an der Mordstelle einen Denkstein errichten.



### Die Siebenbachmühlen.

Stettin war eine deutsche Stadt geworden. Aus dem Westen unseres Vaterlandes, aus Westfalen und Sachsen waren die deutschen Ansiedler gekommen und hatten sich neben der Wendenstadt ihre Häuser gebaut. Danach hatten sie zum besseren Schutze die ganze Stadt mit einer Mauer umgeben. Die meisten Bewohner trieben Ackerbau. Der Wald vor den Toren war schon ziemlich weit zurückgedrängt, und wogende Kornfelder breiteten sich da aus, wo heute die Stadteile vor dem Berliner- und Königstore stehen. Mit dem geernteten Getreide wurde lebhafter Handel getrieben, und der Rat der Stadt legte Wert darauf, Wassermühlen zu besitzen, um Mehl mahlen zu lassen. Darum kaufte er 1253 vom Herzog Barnim I. den von Schwarzow herkommenden Bach zwischen Pommerensdorf und Scheune mit allen seinen Zuflüssen und das ganze Dorf Pommerensdorf. Aber der Bach hatte nicht Wasser genug, um die nötigen Mühlen zu treiben. Daher erwarb die Stadt 1277 die Ortshaften Kreckow und Wuffow und bekam damit auch die wasserreiche Klingende Beck, die eine ganze Reihe Mühlen trieb. Diese Mühlen verteilten sich auf den Lauf des Baches. Sie begannen schon dicht vor den Toren der Stadt und zogen sich hinauf bis fast nach Wuffow. Die nächste an der Stadt war die Kupfermühle. Dann folgte eine an der Stelle der Gastwirtschaft am Westendsee, dann die Mühle, welche nach dem Müller Lübbe die Lübbische Mühle genannt wird. Bei Rückenmühl lag wieder eine. Da, wo heute auf dem halben Wege zum Sandsee das Försterhaus seinen Platz hat, stand die Steinforthor Mühle usw. Aber nicht alle diese Mühlen

waren schon errichtet, als Stettin den Bach erwarb. Es waren damals nur sieben, und der ganze Rat der Stadt fuhr in einer langen Wagenreihe hinaus, um das gekaufte Gelände zu besehen. Damit bei der Fahrt durch das Waldgebiet sie ganz sicher sein konnten, ritten eine Schar bewaffneter Stadtknechte vor und hinter dem Wagenzuge. So kamen sie an die erste Mühle, an den heutigen Westendsee. Und weil es ein sonniger Tag war, der Durst machte, dachten sie an das schöne kühle Bier, und einer meinte: „Die Mühle muß Malz mahlen.“ Sie nannten sie darum die Malzmühle. Die nächste hatte nur sehr wenig Wasser. Da spottete einer und sagte: „Das ist nur für die Küden.“ Darum hieß die Mühle fortan die Küdenmühle. Als sie nun durch den schönen Wald fuhren, hörten sie den Kuckuck schreien. Still zählte jeder für sich, wieviele Lebensjahre ihm noch beschieden sein würden und schüttelte ganz geheim das Geld im Beutel. So hatten sie gar nicht bemerkt, daß sie schon wieder bei einer Mühle angekommen waren, die sie die Kuckucksmühle nannten. Die Wagenfahrt hatte den Ratsherrn Hunger und Durst gemacht, und sie hielten gerne einen kleinen Junbiß genossen. Sie machten darum bei der nächsten Mühle Halt und baten die Müllerin um Brot und Butter und Eier oder Wurst, und was sie sonst noch geben möchte. Die Müllerin war aber eine von der Sorte, die nicht gerne unnötige Arbeit machen. Als sie die vielen Männer sah, die sie bedienen sollte, wurde sie gegen ihre neuen Herren sehr unliebenswert, machte ein Gesicht wie drei Tage Regenwetter und brummte und schimpfte. Da verging den Ratsherrn der Appetit, und einer sagte: „Kamt, lat dat Wiew, dat's n rechten ollen Sursack.“ Seitdem heißt die Mühle die Sursacksmühle. Die Ratsherrn gingen zu Fuß zu der ganz nahen folgenden Mühle und versuchten hier ihr Glück. Und diese Müllerin empfing sie sehr freundlich, deckte schnell den Tisch und trug auf, was sie im Hause hatte. Da wurden die Männer des Rats wieder vergnügt und nannten die Mühle Mutgebernühle. Nachdem sie sich genugsam gestärkt hatten, bestiegen sie wieder ihre Fuhrwerke und ließen die Köpfein lustig bergan traben. Als sie an der 6. Mühle ankamen, machten die Räder ein solches Geklapper, daß die Herrn ihr eignes Wort nicht verstehen konnten, darum hießen sie die Mühle die Klappmühle. Die letzte endlich nannten sie die Obermühle. Noch heute stehen die Mühlen im schönen Walde; aber ihre Räder klappern nicht mehr in jeder Mühle. Einige sind nur noch Gaststätten, in denen die Stettiner Ausflügler sich erfrischen können. Aber die Siebenbachmühlen kennt noch heute jeder Stettiner.



### Die ungeratenen Kinder.

Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß es dir wohlgehe, und du lange lebest auf Erden, so lautet das vierte Gebot, das jedes Kind in der Schule gelernt hat. Aber nicht alle haben danach getan und werden dafür gestraft werden, denn Gott läßt sich nicht spotten, was der Mensch säet, das wird er ernten. — Das ist nun schon lange, lange her, da lebten in Stettin ein Vater und eine Mutter. Die hatten zwei allerliebste Buben, Vockenköpfe mit blauen Augen und roten Wangen. Und sie hatten sie über die Maßen lieb. Sie taten ihnen alles zu Gefallen und erfüllten ihnen jeden Wunsch. Wenn den kleinen Lieblingen einmal

etwas Unangenehmes begegnete und die darüber weinten, o dann weinten Vater und Mutter wohl gar mit, denn weinen mochten sie ihre Herzblättchen nicht sehen. Weil die beiden Knaben bei ihren Eltern alles durchsetzen konnten, wurden sie bald eigensinnig, trotzig und ungehorsam. Wollte der Vater sie dann strafen, nahm die Mutter ihre Zuderpüppchen in Schutz. Wollte aber die Mutter einmal strenge Zucht üben, versteckten sie sich hinter dem Vater. So wuchsen sie heran und hatten nicht gehorchen gelernt. Als sie groß geworden waren, machten sie den Eltern viel Herzeleid, und diese mußten tun, was die Herrn Söhne wollten. Ja, als Vater und Mutter sich einmal weigerten, den Söhnen zu Willen zu sein, versündigten sie sich so schwer gegen das 4. Gebot, daß sie ihre Eltern schlugen. — Nicht lange danach erkrankten beide, starben und wurden begraben. Aber aus ihren Gräbern wuchsen die Hände heraus, frisch und blutig, die Hände, mit denen sie sich an ihren Eltern vergriffen hatten. Man grub sie von neuem ein, aber sie wuchsen immer wieder hervor. Da hat man die Hände denn aus dem Grabe genommen und zum ewigen Andenken in der Kirche zu St. Peter und Paul aufgehängt.



### Die Raubmönche zu Stettin.

An der Königstraße steht die alte Johanniskirche, die vor 700 Jahren schon errichtet wurde. Zurzeit wird sie nicht für gottesdienstliche Zwecke benutzt, und sie macht den Eindruck eines verfallenden Gebäudes. Aber früher war sie ein stolzer Bau, außen und innen, und ringsum war sie von stattlichen Gebäuden umgeben. In diesem Kloster wohnten die grauen Mönche. Sie waren Barfuß- oder Bettelmönche, die geschworen hatten, ihr Leben in Armut dem Herrn zu weihen. Diesen frommen Mönchen gaben die kirchlich gestimmten Stettiner reichliche Gaben, wenn sie mit dem Bettelsack von Haus zu Haus gingen. Ja, die Gaben flossen dem Kloster so ungemessen zu, daß sie nicht verbraucht werden konnten. Darum machten die Mönche sie zu Geld und kauften dafür silberne Leuchter, Kreuzfixe, Altarbilder und andere Dinge zum Schmuck des Gotteshauses. Aber der Reichtum verdarb die Gottesmänner. Sie vergaßen ihren Eid, lebten nicht mehr in Armut, sondern führten ein Wohlleben mit Schwelgen und Praffen. Dazu gehörte aber doch noch mehr Geld als sie hatten. Um sich das zu verschaffen, richteten sie Bierstuben ein, in denen sie das Bier an die Stettiner verkauften. Ja, in ihrer Geldgier raubten sie sogar hübsche Mädchen, die sie an reiche Wüstlinge verkauften.

Einmal raubten sie die wunderhübsche Tochter eines Bäckers, der für das Kloster das Brot lieferte, denn ein reicher Herr hatte ihnen viel Geld versprochen, wenn sie ihm das Mädchen verschafften. Die Mönche wußten die hübsche Bäckerin in das Kloster zu locken und hier in einem unterirdischen Gewölbe zu verstecken. Hier saßen schon mehrere Gefangene, darunter auch ein Knabe. Diesem gelang es, sich bei einer Gelegenheit zu verstecken und nachts aus dem Kloster zu entweichen. Der lief nun zu den Bäckerleuten und erzählte ihnen von dem Gefängnis ihrer Tochter. Anfangs schenkte ihm niemand Glauben. Aber er beschrieb alles so genau und erbot sich, die Leute zu dem Mädchen zu führen. Da taten sich die Männer zusammen und verlangten, daß der Rat der Stadt in dem Kloster

nachsuchen lasse. Und richtig, man fand die Verstecke und befreite sie. Die Mönche fürchteten nun die Rache der Stettiner, nahmen schnell ihre goldenen und silbernen Schätze und verließen eiligst die Stadt. Das Kloster wurde aufgehoben. Die vorhandenen Wohnungen wurden alten Leuten zugewiesen.



### Der Glambecksee.

Wo der Glambecksee liegt, stand früher eine große Stadt. Sie ist plötzlich einmal in die Erde versunken. Aus der Tiefe aber drang Wasser hervor und überflutete die Stelle. Noch jedes Jahr, am Johannisstage, mittags 12 Uhr, kann man die Kirchen-Glocken tief unten summen hören. Einst spielten Kinder am Johannisstage am See und wuschen ihre Puppenkleider. Da tauchten plötzlich zwei Glocken aus der Tiefe hervor und schwammen dem Lande zu. Die Kinder dachten sich nichts dabei, sondern breiteten ihre Puppenwäsche zum Trocknen auf der einen aus. Als die Mittagsstunde verstrichen war, wackelte die eine Glocke wieder in das Wasser hinein. Die andere aber mußte stehen bleiben. Da liefen die Kinder nach Hause und erzählten die wunderbare Geschichte. Gleich machte sich das ganze Dorf auf, um die Glocke in die Kirche zu holen. Man hob sie auf den Wagen und spannte 6 Pferde davor. Aber die Glocke war nicht von der Stelle zu bringen. Plötzlich wurde der Erdboden wieder so weich, daß Wagen, Pferde und Glocke in der Tiefe versanken. Und das ging so schnell, daß die Leute kaum für genug davon laufen konnten. Man sagt, der Glambecksee ist sehr tief, und noch nie soll ihn ein Mensch ergründet haben.



### Der Teufelsstein bei Polchow.

Das ist nun schon lange her, da lebten in der Gegend von Polchow sieben Brüder, lauter wilde Gefellen. Sie glaubten an keinen Gott und an keinen Himmel. Aber an den Teufel glaubten sie. Der mußte ihnen helfen mit Hexerei und Zauberei. Dafür opferten sie ihm auch. Ein großer Stein war ihr Altar. Ringsherum lagen sieben kleinere Steine. Auf diese setzten sie sich, wenn der Teufelsbraten auf dem großen Stein schmorte und mit seinem Gestank die ganze Gegend verpestete. Längst hat sich Satanas die bösen Sieben in sein Flammenreich geholt. Aber jedes Jahr am Johannisstage, so sagen die Leute, hält der Teufel auf dem Opferstein seinen Mittagsschlaf. Der Felsblock wird dann so weich wie frischer Käse, sodaß sich Kopf, Schultern, Arme, Leib und Fuß des Bösen auf seiner Oberfläche abdrücken. Wenn er dann ausgeschlafen hat, verschwindet er in dem angrenzenden Bruch. Dasselbe heißt darum auch noch heute „Teufelsbruch“.



### Der große Stein.

Wie steht sich's doch schön an einem sonnigen Sommermorgen hoch oben auf dem Blocksberge in der Buchheide bei Stettin. Vor dir, da wogt es durch die grünen Blätter. Jedem Windstoße folgend, neigen sich

die schwanken Baumwipfel; wie die Wellen im Weltmeere tanzen die Blätter ruhelos auf und ab. — Und wie die Farben wechseln! Zwar sieht alles grün aus. Schön fastgrün sind die Buchenblätter, dunkler färben sich die Eichen. Dort die Kiefer scheint grau-, fast silbergrün, die Fichte daneben blaugrün. Da sind junge Blätter noch ganz gelbgrün. Hier scheinen die hellen Stämme der Laubbäume, da die dunklen der Nadelbäume durch. Und das alles mischt sich ineinander zu dem wunder-vollen grünen Waldbilde. Und hinter dir, da ragen die stolzen Buchen empor, grade wie ein Rißt und schlank wie die Säulen. Kein Knorren, kein Ast ist an den ersten 10—15 m zu sehen. Erst hoch oben breiten sich die laubigen Zweige aus und geben Schatten und Kühle. Und in dieser Kühle ist es so still, so feierlich wie in der Kirche. Ja, schön ist jeder deutsche Wald; aber die Bucheide ist doch besonders schön. — Freilich, nicht immer ist es hier so still und feierlich gewesen. Das sagt dir schon der Name Blocksberg; denn auf allen Blocksbergen hausten früher der Teufel und die Hexen. Am schlimmsten trieben sie ihr Wesen in der Walpurgisnacht. Das ist die Nacht vor dem 1. Mai. Da kamen sie alle angeritten auf Besenstielen, Heugabeln, Stiefelnächten Ziegenböcken usw. Die Zauberer und Hexen tanzten und sprangen, aßen und tranken und trieben ihr tolles Wesen die ganze Nacht hindurch. Und die Leute machten 3 weiße oder schwarze Kreuze an Häuser und Ställe, daß sie vorüberziehen sollten. — Aber auch sonst war es in der Gegend des Blocksberges nicht ganz richtig. Eirtmal wanderte ein Handwerksgefelle durch die Bucheide. Ein weiter Weg lag schon hinter ihm. Sein Brot war längst verzehrt, und der Magen knurrte ganz gewaltig. Auch die Keiße Flasche war seit langem leer. Bei hungrigem Magen und trockener Kehle wandert sich's aber schlecht, und auch das leichteste Felleisen fängt dann bald an zu drücken. Der Gefelle hätte viel drum gegeben, bald zu Menschen zu kommen, wenn er was gehabt hätte. Aber seine Tasche war so leer wie seine Flasche. Er hatte eben nichts als seine Seele und seinen Leib. — Ärgerlich und mißmutig zog er seine Straße, fluchte und schimpfte, daß auch nicht einmal eine Quelle oder ein Bächlein Wasser spenden wollte. Da trat aus dem Gebüsch Herr Hintefuß und bot dem Schuster Speise und Trank an, wenn er ihm seine Seele geben wolle. Der Schuster kannte den Versucher wohl; dennoch ließ er sich betören und aß und trank von dem Gebotenen. Mit einem „Schönen Dank“ wollte er weiter gehen. Da kam er aber schön an. Der Teufel packte ihn und wollte ihn mitnehmen. Nun wehrte sich der Arme aus Leibeskräften. Bei dem Ringen glitt der Satan aus und fiel hin. Diesen Augenblick benutzte Meister Knieriem und rannte davon, daß ihm die Haare sausten. Schon war er ein gut Stück vorwärts gekommen, da ergriff der Höllenfürst einen gewaltigen Stein und schleuderte ihn hinter dem Flüchtling her. Krachend fuhr das Wurfgeschloß durch die Äste und Zweige. Da sah das fliehende Menschenkind ein hölzern Kreuzlein am Wege stehen. Rasch kniete der geängstigte Schuster hinter demselben nieder und betete. Und siehe! Der Stein fiel vor dem Kreuz zu Boden und fuhr tief in die Erde. Da liegt er noch heute, „der große Stein“. Kreuz und Schuster aber sind längst verschwunden.

### Drei Brüder.

An dem Kofower Wege heißt eine Stelle „Drei Brüder“. Hier sollen vor langer Zeit drei Brüder als wilde, blutigierige Räuber gelebt haben. Kein Wanderer im Walde, kein Dorf in der Nähe war vor ihnen sicher. — Diese drei überfielen einst einen alten Harfenspieler, der mit seiner Tochter die Straße reiste. Den Alten erschlugen sie, das hübsche Mädchen aber schleppten sie in ihre Höhle. Hier mußte sie ihnen dienen und die Wirtschaft führen. Bald hatten sich nun alle drei in ihre Schönheit verliebt. Jeder wollte sie für sich allein haben, keiner wollte sie dem andern gönnen. Darüber gerieten sie in Streit. Den hitzigen Worten folgten bald Schwertstiche, und schon nach kurzer Zeit lag einer von ihnen getödet am Boden. Die beiden anderen gingen nun mit neuer Wut aufeinander los. Da! ein starker Schlag, und der zweite stürzte in das Gras. Nun neigte sich der Sieger über ihn, um ihn vollends zu töten. Da nahm der Sterbende alle Kraft zusammen und bohrte ihm das Schwert tief in die Brust. So lagen alle drei als Leichen friedlich neben einander, die eben noch so wüthend gegen einander gekämpft hatten. Das Mädchen begrub sie unter den drei Steinen. Dann zog es wieder seiner Heimat zu.



### Am Wiegenstein.

Zu der Zeit der Ritter war es. Die Türken hatten Jerusalem und Gulgatha und Bethlehem und das ganze heilige Land erobert. Nun wollten sie keinen Christen mehr an den heiligen Stätten, wo der Herr Jesus gelebt und gelitten hatte, beten lassen. Da zogen die Ritter gegen die Türken in den Krieg. Aus allen Burgen ritten sie in das Land hinab und sammelten sich zu einem großen Heere. — Auch hier bei uns gab es viele Burgen und Ritter. Die meisten ließen Frau und Kinder zurück und zogen im Vertrauen auf Gottes Hülfe in das ferne Land. Nicht viele kamen zurück. Die große Mehrzahl fand unterwegs oder in den Schlachten den Tod, und auf den Burgen saßen dann trauernde Witwen und weinende Waisen. — Eine junge Ritterfrau hatte auch schon jahrelang auf die Heimkehr ihres Gatten gewartet. Aber der kam in alle Ewigkeit nicht wieder, denn er lag tot im heißen Wüstenlande. Weil die junge Witwe sehr hübsch war, kamen bald viele Freier. Aber sie wies sie alle ab, zuerst den bösen Raubritter. Wüthend ritt er davon. Am Fuße des Burgberges aber hielt er sein Roß an, hob drohend seine Fäuste und schwur, bittere Rache zu nehmen. In einer dunklen Herbstnacht kam er mit seinen Knappen und Reitern heran und bestürmte die Burg. Die Reiterknechte der Witwe wehrten sich tapfer. Als sie aber sahen, daß sie die Burg nicht halten konnten, retteten sie ihre Herrin auf heimlichen Wegen. Sie setzten sie auf ein stinkes Roß und jagten in den dichten Wald hinein. — Als der Raubritter die Burg eroberte, war die junge Witwe mit ihrem Knaben bereits tief im Walde. Sie war schon bis in die Nähe des Begriffssees gekommen. Nun waren aber Pferde und Reiter ermattet. Darum wurde Halt gemacht. Alle suchten eine Lagerstätte im weichen Grase. Den Knaben aber bettete die Mutter in der Dunkelheit auf einen Stein. Als man am Morgen erwachte, sah man mit Staunen, daß das Kind auf einem

schrägen Steine lag. Bei der geringsten Bewegung hätte es herunterstürzen können. Aber ein Wunder war geschehen. Der kleine Körper des Knaben hatte sich in den Stein eingedrückt wie in ein weiches Bettchen, und er hatte darin so sicher geschlafen wie in seiner Wiege. Seit der Zeit heißt der Stein „Wiegenstein“.



### Der heilige Berg.

Aus dem Fjertal steigt er hoch an. Viele Stufen führen zu ihm hinauf. Doch oben steht kein Kreuz, keine Kirche oder sonst etwas Heiliges. Aber vor vielen, vielen Jahren lebte hier ein frommer Mönch. Mitten in dem stillen Walde hatte er sich seine Klausnerhütte erbaut. Der Fjertbach gab ihm erfrischenden Trank. Beeren, Pilze und Früchte des Waldes stillten seinen Hunger. Andächtig kniete er hier in seiner Kapelle vor dem Bilde des Gekreuzigten. Voll frommer Lust sang er mit den Vögeln um die Wette zum Lobe des Schöpfers. Und Hasen, Hirsche und Rehe tauschten seinen frommen Gesängen. Der Wald war seine Welt. Er schützte die zarten Waldblümlein und pflegte die jungen Buchenstämme; er freute sich an den alten Baldriesen, die mit ihren Kronen bis in den Himmel zu ragen schienen. — Viele Jahre hatte er so in Einsamkeit und Waldfrieden zugebracht. Sein Haar war gebleicht, seine Kraft war dahin. Das Alter war über ihn gekommen, und endlich nahm ihn der Tod fort von der Erde. — Mitten im Walde, wie es sein Wunsch war, hat man ihn begraben. Sein Lieblinge rauschten ihm jetzt mit ihren Blättern Schlaf- und Schlummerlieder. Dafür sucht er sie auch heute noch zu schützen. Manch einer, der von grünen Bäumen Zweige abbrach, liebliche Waldblumen ausriß und achtlos fortwarf, hat seinen klagenden Ruf vernommen: „Gönnt du mir denn keine Ruhe?“ Darum laß Blumen und Blätter stehen; freue dich an ihnen, doch gönne auch anderen noch die Freude.



### Friedrichswalde, Hingendorf.

In dem großen Waldgebiete zwischen Altdamm, Stargard und Gollnow liegen im Jhnatale die Dörfer Friedrichswalde und Hingendorf. Nichts verrät mehr, daß hier einst ein stattliches Schloß stand, in welchem Pommerens Herzöge gerne weilten, wenn sie vom Treiben der Stadt müde waren. Herzog Johann Friedrich hatte es einst erbauen und sehr schön herrichten lassen. In drei Stockwerken enthielt es viele Zimmer und geräumige Säle. Die Gemächer waren mit Tapeten bekleidet und durch Gemälde oder mancherlei Jagdbeute geschmückt. Ein anmutiger Garten mit Blumenbeeten, edlen Obstanlagen und Karpfenteichen umgab das Schloß. Sogar ein Weinberg war vorhanden. — Hier hielt sich Johann Friedrich am liebsten auf. Hier vergaß er Sorgen und Unannehmlichkeiten, welche die Regierung des Landes ihm verursachten. Damals gab es noch keine Theater, keine Kinos zur Unterhaltung und Erheiterung wie heute. Dafür hielten sich die Fürsten jener Zeit witzige Männer, die mit allerlei Späßen, Scherzen und Streichen sie erfreuen mußten. Man nannte sie Hofnarren. Heute bezeichnet man lächerliche, dumme Personen wohl als Narren. Die Hofnarren damaliger Zeit waren zumeist kluge, gewitzte Leute und keines-

wegs dumm. Nur wenn keine solchen Schalte aufzutreiben waren, nahm man auch mit ungelehrten Leuten fürlieb.



### Claus Hünge.

So hieß der Hofnarr Herzog Johann Friedrichs. Er war vordem Gänsehirt in Dameritz gewesen. Als solcher hörte er eines Tages, daß der Herzog durch das Dorf ziehen werde. Claus hätte sich auch gerne an die Landstraße gestellt und den Zug stattlicher Herren und Damen und die schön geschmückten Reitpferde angesehen. Aber seine Mutter hatte ihm strenge anbefohlen, auf die Gänse zu achten und sie unter keinen Umständen alleine zu lassen. Claus saß daher recht betrübt bei seiner schnatternden Herde und beneidete seine Kameraden, die davon liefen und Schafe und Kühe so lange alleine weiden ließen. Ja, wenn er seine Herde mitnehmen könnte! Aber in dem Gedränge würde man ihm seine kleinen Gänse (Güffel) sicher tottreten. Und im Arme konnte er sie nicht alle halten. Wie sollte er dann noch die Milche schwenken und Hurra schreien! Da kam ihn ein heller Gedanke. Schnell sprang er auf, griff die Gänselein und steckte sie, eins nach dem andern, mit den Köpfen unter seinen Gürtel. Da hingen die Tierlein. Die schweren Körper zogen die Halslein lang und länger. Kurze Zeit strampelten die armen Vögel wohl noch; dann wurden sie still und stiller. Der Gürtel hatte sie erdürgt. Daran dachte Claus aber nicht. So schnell er konnte, lief er an die Straße, die der Herzog kommen mußte. Damit ihn aber seine Mutter oder ein Bekannter nicht sähe, stellte er sich an eine Stelle, wo sonst niemand war. Wenn der Herzog vorbei war, wollte er schnell zurücklaufen und seine gelben Vögel wieder auf die Weide setzen. Er mußte aber eine geraume Zeit warten. Endlich kam der Herzog. Claus hatte so schöne Kleider, so stolze Pferde, so blanke Waffen noch nie gesehen. Er riß Mund und Nase auf, vergaß ganz das Hurra schreien, ja er grüßte seinen Herzog nicht einmal. Als der den Burschen gewahr ward, wie er mit seiner Gänseherde um den Leib dastand, mußte er lachen. Er hielt sein Pferd an und fragte Claus mancherlei. Claus antwortete frisch drauf los. Und weil seine Reden so drollig waren und dem Herzog vielen Spott machten, nahm er ihn mit als seinen Hofnarren. Jetzt hatte es Claus Hünge aber fein. Er trug schöne, bunte Kleider, auch Schellen waren daran. Er hatte gut zu essen und zu trinken, und Johann Friedrich schenkte ihm sogar das kleine Dorf Butterdorf, das von da an Hingendorf hieß.

Wie sein ganzes Leben ein närrisches war, so hat er auch auf närrische Art sterben müssen. Einst war sein lieber Herzog am Fieber erkrankt, und die Ärzte konnten ihn nicht gesund machen. Nun hatte Claus gehört, das beste Fiebermittel wäre ein tüchtiger Schreck. Darum nahm er sich vor, seinen Herzog zu kurieren. Er wußte ihn unter allerlei Vorspiegelungen zu einem Spaziergange nach dem nahen Karpfenteiche zu veranlassen. Pflichtschuldigt ließ er Johann Friedrich vorausgehen und blieb mehr als nötig zurück. Als der Herzog am Wasser stand, kam der Narr angelaufen und gab ihm einen solchen Stoß, daß er kopfüber ins Wasser fiel. Das ging dem Fürsten denn doch über den Spaß. Claus wurde angeklagt, er habe den Herzog ertränken wollen. Der arme Narr mochte versichern, so



viel er wollte, daß er nur das Fieber habe vertreiben wollen, er wurde zum Tode verurteilt und sollte mit dem Schwerte hingerichtet werden. Alles Bitten des Claus blieb erfolglos. So wurde er denn zum Richtplatz geführt. Dort wurden ihm die Augen verbunden, und der Scharfrichter gab ihm einen Schlag an den Hals mit — einer Wurst. So hatte es der Herzog, der sich mit seinem Hofnarren auch einen Scherz machen wollte, angeordnet. Allein der Scherz mißlang; es war bitterer Ernst geworden. Die Angst und der Schreck hatten den Narren getötet. Er wurde in Hingendorf begraben. Die Grabplatte zeigt noch heute sein Bild: auf dem Kopfe die Narrenkappe mit Schellen; in der Hand eine Hirtenkeule; um den Leib einen Strick, an dem die kleinen Gänse hängen; an der Seite eine Hirtenflasche, und zu seinen Füßen eine Bierkanne. Die Umschrift besagt: Hing war ohne Zweifel ein ganzer Narr. Er starb im Jahre 1599 den 14. März.



### Die Maränen im Maduesee.

In dem Maduesee oder dem pommerschen Meer gibt es eine Fischart, die es sonst fast in ganz Deutschland nicht gibt. Das ist die Maräne. Die Maräne ist ein hübscher Fisch. Auf dem Rücken sieht er schwarzgrau aus. Die Seiten sind bläulich. Am Bauch ist er weiß. Aber es ist auch ein feiner Fisch. Sein Fleisch ist zart und schön. Und so eine große Maräne — beinahe ein Meter lang — gebacken oder gebraten, ei, da leckt sich einer alle zehn Finger nach ab. Wie ist denn die Maräne gerade in diesen See gekommen? Das kam so: Nicht weit vom Maduesee lag das große Kloster Kolbatz. Die Kirche und das Dorf stehen heute noch da, aber das Kloster nicht, denn Klöster gibt es bei uns nicht mehr. Einmal war im Kloster Kolbatz ein Abt, der früher in Italien gelebt hatte. In Italien, wo Apfelsinen und Zitronen wachsen, und wo es das ganze Jahr warm ist, sind auch ganz andere Fische als bei uns. Da gibts auch viele Maränen, und die waren des Abtes Leibgericht. Wenn er die hatte, ließ er Kuchen und Braten stehen. Aber in Kolbatz gab es keine Maränen. Wohl kamen schöne Hechte, Schleie und Aale auf den Teich. Allein die mochte der Abt nicht. Er hätte gar zu gerne wieder Maränen gegessen. Als er einst wieder so großen Appetit auf sein Lieblingsgericht hatte, ging er traurig hinaus in den Klostergarten. Da begegnete ihm ein fremder Mann. Der fragte: „Herr Abt, warum seid ihr so traurig?“ „Ach, was kümmerts euch,“ sagte der Abt, „ihr könnt mir doch nicht helfen.“ „Ei,“ entgegnete der Fremde, „ich kann mancherlei, kann sogar zaubern und hexen.“ „Nun, dann hex mir mal Maränen her,“ sagte der Abt. „Das will ich gern tun. Aber als Lohn dafür nehmt hier diese Feder, ritzt euch ein wenig die Haut und schreibt mit dem Blut euren Namen auf dies Blatt.“ Das wollte der fromme Abt nicht. Aber der Fremde ließ nicht von ihm ab. Er erzählte ihm immer von den Maränen, daß dem Abt das Wasser im Munde zusammenlief. Da schrieb er doch seinen Namen auf das Blatt und gab es dem Fremden. Vergnügt steckte der's in seine Tasche und sagte: „Ehe der Hahn kräht, habt ihr eure Maränen.“ Dann ging er fort. Beim Weggehen sah der Abt, daß der Mann einen Pferdefuß hatte. Da bekam er einen

großen Schreck; denn nun wußte er, daß es der Teufel gewesen sei, dem er seine Seele verschrieben hatte. — In seiner Angst lief er zum Prior, erzählte ihm alles und bat ihn, daß er ihm helfe. Der aber sagte: „Ach, was habt ihr getan! Betet zum lieben Gott, daß er euch vom Satan rette, sonst kann euch keiner helfen. Was ich tun kann, das will ich gerne für euch tun.“ Damit ging er fort an den Maduesee. Hier setzte er sich auf einer Wiese an einem Heuhaufen nieder. Der Abt warf sich nun auf seine Kniee und weinte und betete, der liebe Gott solle ihm doch diesmal noch helfen. Aber der tat, als höre er das gar nicht und ließ den Abt immer lauter schreien und rufen. Plötzlich schwieg der Abt. Er hörte ein lautes Brausen und Toben in der Luft und sah eine schwarze Wolke. Die jagte nur so daher. Mitten drin aber saß der feurige Satan und grinste und freute sich, daß er den frommen Abt nun bald hätte. Wie der Abt das sah, standen ihm vor Angst die Haare zu Berge. Vor Schreck blieb er beinahe tot. Als der Teufel bis an den Maduesee gekommen war, dachte der Prior: Nun ist es Zeit! Er hockte sich nieder, klatzte mit den Händen dreimal auf die Kniee und krächte laut wie ein Hahn. Dem konnte er nämlich fein nachmachen. Der Teufel stuzte und wollte rasch weiter fliegen. Aber das Krähen hatten die Hähne im Kloster gehört. Sie meinten, es wäre schon Morgen und sie hätten die Zeit verschlafen. Darum krächten sie nun aus Leibeskräften. — Wie der Teufel das hörte, wußte er, daß er zu spät gekommen war. Wütend warf er das ganze Netz voll schöner Maränen in die Madue und verschwand. Die Maränen aber sind drin geblieben, und die Leute lassen sie sich gut schmecken. Sie sagen:

Un bröcht ehr ud de Düwöl her,  
Dat schmeckt upstuns ten Minsch nich mehr.



### Der Himmelfahrtssee.

Das Rittergut Bilsbeck im Pyritzer Kreise stößt mit seinem Park an einen kleinen See, dessen Ufer ringsum mit Schilf bewachsen sind. Er ist von Wiesen umgeben, flach und moorig. Er heißt gewöhnlich der Bilsbecker See. Von diesem See erzählen die Leute im Dorfe folgende Sage: Vor mehreren hundert Jahren wohnte hier ein Edelmann. Das war ein sehr strenger Herr. Kein Knecht tat ihm genug. Seine Leute mußten von früh bis spät arbeiten. Zimmer stand er hinter ihnen. Sonn- und Festtage waren ihm nicht heilig. Er kümmerte sich weder um die Kirche, noch um den lieben Gott. Da er selbst im Bett keine Ruhe fand, trieb er auch seine Leute schon immer früh zum Dienst. — Einmal schlief ihm wieder alles viel zu lange. Schimpfend und fluchend kehrte er alle aus den Betten. Als kaum das Vieh nothdürftig gefüttert war, sollten die Leute hinaus auf das Feld. Da trat der alte Vorknecht Michael Marten vor, der schon seit seiner Jugend auf dem Gute in Diensten stand. Er durfte es sich wohl erlauben, dem Herrn zu widersprechen. „Gnädiger Herr,“ sagte er, „haben wohl vergessen, daß heute kein Arbeitstag ist, sondern der Himmelfahrtstag des Heilandes“. Das ärgerte aber den Herrn, und er entgegnete: „Wat hier, wat dor Himmelfohrt; ic war juch den Himmelfohrtsdag abschaffe“. Nun trieb er sie erst recht hinaus. Sie mußten jenseits des Sees auf dem Ribbehner Berge pflügen. Und fluchend und

scheltend stand der Besizer immer hinter ihnen. Selbst mittags wurde keine Pause gemacht. Bis in den Nachmittag hinein ging das so weiter. Da zog ein schweres Gewitter herauf. Es blühte und frachte ununterbrochen. Bald strömte der Regen in solcher Menge hernieder, daß Pferde und Pflüge in den See hinabgespült wurden. Da liegen sie noch heute, und Sonntagskinder können sie am Himmelfahrtstage noch da unter den Wasserblumen und Schlingpflanzen liegen sehen. Die Menschen konnten sich mit knapper Not retten. Der Besizer des Gutes aber wurde von dem Tage an krank. So viele Ärzte er auch befragte, keiner konnte ihm helfen; er mußte sterben. Den Himmelfahrtstag aber hat er nicht abschaffen können.



### Die Glocke in der Marienkirche zu Stargard.

Die größte unter den Kirchen Stargards ist die berühmte Marienkirche. Als man vor 700 Jahren die Kirche fertig hatte, sollte eine Glocke für sie gegossen werden. Da wurde in der Stadt bekannt gemacht, daß jeder etwas dazu geben könne. Nun kamen die reichen Leute und ließen von ihren Dienern silberne Leuchter und Schalen herbeibringen. Arme brachten Beden und Leuchter aus Messing oder Zeller von Zinn. Und wer sonst nichts hatte, gab wohl einen Kupferpfennig dazu. All das Metall warf der Glockengießer in den Schmelzosen, der schon glühte. Zuletzt kam auch eine arme alte Frau. Man wußte, daß sie nichts hatte, und die Leute waren neugierig, was sie opfern werde. Einzelne singen gar an, sie zu verspotten. Sie lehnte sich aber nicht daran, sondern zog eine Schlange hervor und warf sie in die glühende Masse. Was sie dabei sagte, hat aber keiner verstanden. Als die Glocke fertig war und zum ersten Male geläutet wurde, da verschwanden alle Schlangen ringsum die Stadt, soweit man den Klang der Glocke vernehmen konnte.



### Joachim Appelman.

Joachim von Appelman, der Bürgermeister von Stargard, hatte einen Sohn, der ihm viel Kummer und Herzeleid bereite. Weil er gar nicht gut tun wollte, steckte ihn der Vater endlich unter die Landsknechte und war ihn so wenigstens eine Zeitlang los. Nach Jahr und Tag aber kehrte der Bursche zurück, noch frecher, wüster und nichtsnutziger als zuvor. Ja, er schämte sich nicht, in seiner Vaterstadt alleinwohnende Bürger zu überfallen und auszuplündern. Der alte Appelman verstand aber keinen Spaß; er ließ den Bösewicht fangen und ins Gefängnis werfen. Aber ehe noch der Richter das Urtheil über den Räuber gesprochen hatte, mußte der in einer stürmischen Nacht auszubrechen und zu fliehen.

Vier Jahre waren vergangen, da kam der junge Appelman an der Spitze einer Bande wieder in die Gegend seiner Vaterstadt und raubte und plünderte. Seinem Vater drohte er in einem Briefe, Schemme und Schaferei im nahen Bruchhaußen niederzubrennen, wenn er nicht sofort 100 Taler schicke. Der alte Bürgermeister schickte als Antwort die Stadtknechte hin und ließ den Sohn mit seinen Gefellen gefangen nehmen und in Ketten legen.

Die Bürger und Rathsherrn fürchteten, der gerissene Räuber würde wieder entkommen und ihnen dann noch größeren Schaden tun. Darum drangen sie in den alten Appelman, Vorkehrungen zu treffen, daß die Stadt vor dem Tunichtgut für alle Zeiten sicher wäre. Der Alte, der schon lange Jahre Recht und Gerechtigkeit ohne Ansehn der Person in der Stadt geübt hatte, erwiderte, er habe alles getan, daß sein Sohn hinfort keinen Schaden mehr tun solle. Mit dieser Antwort war man aber nicht zufrieden; man wollte klipp und klar wissen, was der alte Bürgermeister mit den Bösewichtern zu tun gedente. Da stand der alte Herr auf, reckte sich zur Höhe und sprach mit fester, schmerz erfüllter Stimme: „Ehe die Sonne noch am Himmel sinkt, haben die Schuldigen ohne Ausnahme mit ihrem Blute gebüßt“. Und er hielt sein Wort. Nach der Ratsitzung ritt der Bürgermeister, begleitet vom Scharfrichter und dem Prediger nach Bruchhausen. Er ließ den Sohn durch den Geistlichen auf den Tod vorbereiten, söhnte sich mit dem reumütigen Kinde aus und ließ dann der Gerechtigkeit den Lauf. Der Leichnam des jungen Appelman wurde im Kirchturm zu Bruchhausen der Erde übergeben.

Zuhause erzählte der Vater nichts von diesen Dingen. Schon seit Jahren durfte der Name des Sohnes in Gegenwart des Vaters nicht erwähnt werden. Aber die Mutter ahnte doch wohl, was vorgegangen war und siechte langsam dahin. Noch ehe der nächste Frühling kam, stand der alte Bürgermeister allein da. Er lebte noch mehrere Jahre als pflichttreuer, finsterner, schweigsamer Greis. Sein Haus am Markt verödete, und mit stillem Grauen sahen Vorübergehende zu allen Nachtstunden die Fenster seines Arbeitszimmers erhellte und den dunkeln Schatten eines Mannes rastlos und unermüdet in demselben auf- und abgehen. Als nach Jahren einmal in einer Ratsitzung über den Umbau des verfallenen Kirchturms zu Bruchhausen verhandelt wurde, brach die Erinnerung an jene qualvollen Stunden dem Vater das Herz. Er starb, wie er gelebt hatte, in treuer Pflichterfüllung.



### Pölicher Erfrischungen.

Nach dem nahen Pölitz kamen die Herzöge von Stettin öfter, namentlich dann, wenn sie im Messenthiner Walde gejagt hatten. An einem heißen Sommertage war wieder einmal der Besuch des Herzogs angefragt worden. Auch hatte sich der Landesfürst wegen der Hitze eine Erfrischung ausbebeten. Die Pölitzer aber wußten nicht, was mit der Erfrischung gemeint sein könne. Sie grübelten und grübelten, aber sie konnten es nicht herausbekommen. Endlich meinte einer: „Wenn der Herzog voll Staub und Schweiß, erhitzt und ermattet hier ankommt, dann will er eine Abkühlung haben. Wir wollen alle Hausbesitzer mit den großen hölzernen Feuersprizen am Wege aufstellen, und wenn er ankommt, ihm recht schön klares, kaltes Wasser ins Gesicht spritzen. Dieser Vorschlag schien allen das Richtige zu treffen und wurde ausgeführt. Aber dem Herzog gefiel diese Erfrischung durchaus nicht. Er wurde sehr ungehalten und ordnete an, daß die Stadt Pölitz dafür fortan unter Stettiner Vormundschaft stehen solle.



### Von den Zwergen.

Zu der Zeit, als es in Köln noch Heizelmännchen gab, ei, da waren auch bei uns überall Zwerge. Das waren kleine Männchen mit langen, grauen Bärten. Sie wohnten unter der Erde. Darum nannten die Leute sie die Unterirbischen oder plattdeutsch de Unnererdschen oder Unnerercken, auch wohl Ällerken. Sie lebten in großen Scharen zusammen und hatten Könige. Es gab Männlein und Weiblein. Sie machten Hochzeit, feierten Kindtaufe und hielten Leichenschmaus. Sie suchten Gold und Edelsteine, fertigten die schönsten Schmuckstücken und hämmerten die feinsten Ringe. Mit den Menschen meinten sie es gut. Sie halfen ihnen gerne bei der Arbeit, waren dabei aber unsichtbar. Das machte ihre Tarnkappe. Wenn sie diese oder ein Stück ihrer Kleidung verloren, waren sie sichtbar. Dann blieb ihnen das unterirdische Reich verschlossen. Die Sonnenstrahlen durften sie nicht beschneiden, sonst waren sie rettungslos verloren.

#### 1. Das silberne Glöcklein.

Ein Schäferjunge fand eines Morgens ein silbernes Glöcklein auf der grünen Heide und steckte es zu sich. Kurze Zeit darauf zog er an einen andern Ort und vermißte sich da als Schäferknecht. Das Glöcklein behielt er bei sich und erfreute sich oft an seinem hellen Klange. Dies Glöcklein gehörte einem Zwerge, der es bei dem Tanze verloren und nicht gleich bemerkt hatte. Über den Verlust war er sehr traurig, denn er durfte nun nicht heimkehren, als bis er sein Glöckchen wieder hatte. Der kleine Unterirdische spähte und spürte überall umher. Bald flog er als Vogel dahin, bald sprang er als Tier durch die Felder, oder er suchte als Mensch nach dem verlorenen Eigentum. Immer aber kehrte er ohne Glöcklein in das Versteck zurück. Einmal segelte er wieder als Vogel durch die Luft und untersuchte alle Nester, ob nicht eine Elster, ein Habe oder eine Krähe das blanke Glöcklein gefunden und nach Hause getragen habe; aber er konnte nichts entdecken. Als es nun Abend war, flog er über das Feld, auf welchem der Schäferknecht — er hieß Johann Schlagenteufel — seine Herde hütete. Mehrere der Schafe trugen Glocken um den Hals, die bei jedem Schritt klangen und läuteten. Das Vöglein, das über sie hinslog, dachte an sein Glöcklein und sang so recht traurig:

Glöcklein, Glöcklein, Böcklein, Böcklein, Schällein auch du,  
Trägst du mein Klingeln, bist du das reichste Vieh, trägst meine Ruh.

Der Schäferjunge horchte auf diesen merkwürdigen Gesang und sprach zu sich: „Bogtaufend! wer den Vogel hätte! Der stugt ja, daß man jedes Wort versteht! Aber was mag er meinen? Meine Böcke haben nur schlechte Glocken um, da sollte er mein Glöcklein einmal hören!“ Damit holte er dasselbe aus der Tasche und ließ es klingen. In selben Augenblick war der Vogel verschwunden. Johann Schlagenteufel sah aber nicht, daß er hinter einem Busche sein Federkleid auszog und sich in eine alte Frau verwandelte. — Nicht lange hatte es gedauert, da kam das Mitterchen auf ihn zu gehumpelt, bot ihm freundlich einen guten Abend und fragte nach dem nächsten Wege zur Stadt. Dann tat es so, als ob es das Glöcklein jetzt erst sähe und sagte: „Herr Je! was hast du da für ein niedliches Glöcklein! In meinem ganzen Leben habe ich noch nichts Feineres gesehen. Verkauf mir dasselbe, ich möchte es meinem Enkel mitnehmen.“ Aber

der Schäferknabe sagte: „Nein, die Glocke wird nicht verkauft“. Die Alte hielt ihm drei Taler hin; er nahm sie nicht. Sie legte fünf Zwanzigmarkstücke in die Hand, doch auch die wollte er nicht. Da holte die Alte ein weißes Stäbchen hervor. Darauf waren Adam und Eva sehr künstlich gezeichnet, wie sie im Paradiese die Herden weideten; auch der Schäferknabe David war darauf, wie er mit der Schleuder den Holiath tötete. Die Alte sagte: „Wenn du mit diesem Stabe deine Herden weidest, wirst du ein reicher Schäfer werden; deine Hammel werden immer vier Wochen früher fett werden als die der andern Schäfer, und jedes deiner Schafe wird zwei Pfund Wolle mehr haben als andere Schafe. Nimm den Stab und gib mir das Glöcklein!“ Das ließ sich der Junge nicht zweimal sagen. Auf den Tausch ging er ein. Kaum hatte die Alte die Glocke, da war sie verschwunden, und der Schäfer hörte nur noch von weitem ein leises Klängen. Der Unterirdische, der ihm die Glocke in der Verkleidung einer alten Frau abgeschwätzt hatte, hatte ihn nicht betrogen. Seine Herden waren bald die besten, und jeder Oberschäfermeister zahlte ihm hohen Lohn, wenn er in seinem Dienst trat. Er blieb aber nicht lange Schäferknecht, sondern schaffte sich eine eigene Schäferei an und ward in wenigen Jahren der reichste Schäfer. Bald kaufte er sich ein Rittergut und ließ seine Söhne wie Junker und seine Töchter wie Fräulein erziehen. — Ja, wenn man doch auch mal so ein Glöcklein fände!

## 2. Auf der Hochzeit.

Es war ein schöner Sommertag gewesen. Lustig sprangen die Schafe noch gegen Abend umher. Der Schäfer saß vergnügt auf einem Steine und spielte die schönsten Stücke auf seiner Handharmonika. Da kam ein Zwerg zu ihm und sagte: „Lieber Schäfer! Meine Tochter macht heute Hochzeit, komm' doch mit und mache uns ein wenig Musik zum Tanzen.“ Da kratzte sich der Schäfer in den Haaren und meinte: „I, das geht ja nicht, wo würden meine Schafe bleiben“. Der Zwerg versprach ihm aber, sie sollten gut versehen werden. Da ließ sich der Schäfer bereeden und ging mit. — Sie waren nur ein kleines Stück gewandert, da tat sich die Erde vor ihnen auf. Nun stiegen sie eine Treppe hinunter, bis sie in eine große Stube kamen. Darin waren so viele kleine Gäste, daß es nur so kribbelte und wimmelte. Zuerst mußte sich der Schäfer an einen Tisch setzen und ordentlich essen und trinken. Danach nahm er seine Harmonika und spielte Polka und Walzer, immer ein Stück nach dem andern. Und die kleinen Knirpse tanzten und sprangen, daß ihnen die Kittel nur so um die Köpfe flogen. Das ging so die ganze Nacht und den halben Tag durch. Da bat der Schäfer, sie möchten ihn nun wieder zu seiner Herde bringen. Das versprachen sie ihm auch. Er mußte aber erst wieder tüchtig essen und trinken. Und während er aß, kamen die Zwerge und steckten ihm alle Taschen voll. Er merkte aber nichts davon, denn er hatte beinahe zu viel getrunken. Nun nahm ihn das Männchen bei der Hand und brachte ihn auf das Feld, wo seine Schafe ungestört weideten. — Als es Abend war, trieb er seine Herde nach Hause. Unterwegs kamen ihm seine Taschen so schwer vor. Er faßte hinein und holte eine Hand voll Hobelspäne heraus. Da wurde er ärgerlich, denn er meinte, die Zwerge hätten sich einen Spaß mit ihm machen wollen, und er leerte alle Taschen aus. Nur die Brust-

tasche vergaß er. Als er sich des Abends auszog und seine Jacke auf den Stuhl legte, hörte er drin etwas klingen. Er griff in die Brusttasche und holte eine Hand voll Gold heraus. Das war die Bezahlung der Zwerge. Eiligst lief er hin und suchte nach den fortgeworfenen Spänen; aber er fand auch nicht einen wieder.

### 3. Die Ringe zu Panfin.

Eine Meile östlich von Stargard liegt das Dorf Panfin. Da steht ein mächtiges altes Schloß, das noch aus der Zeit der Johanniter stammt. Darin wohnte vor langen Jahren ein Fräulein. In einer mondheilen Nacht, als das Fräulein nicht recht schlafen konnte, stand plötzlich ein Zwerg vor dem Bette und sagte: „Komm' und folge mir“. Aber das Fräuleinkehrte sich nicht daran. Als jedoch der Zwerg in der zweiten und dritten Nacht wiederkam, ging es mit. Bald kamen beide auf eine große Wiese. Unter einem Strauch lag da ein Haufen glühender Kohlen. Da sagte der Zwerg: „Nimm von den Kohlen, soviel du in deiner Schürze tragen kannst, und bring' sie in das Schloß. An ihnen hängt das Glück des Schloffes; aber sieh' dich nicht um“. Da nahm das Fräulein die Schürze voll Kohlen und eilte zurück. Schon war es beinahe dicht am Schlosse, da wandte es den Kopf doch um. Im selben Augenblick fielen die Kohlen zur Erde und wurden schwarz. Nur drei konnte das Fräulein noch rechtzeitig wieder in die Schürze raffen. Als es mit diesen in das Schloß trat, waren es drei schöne, goldne Ringe. An diesen hängt seit der Zeit das Glück des Schloßbesizers. Darum wurden sie sehr sorgfältig aufbewahrt. Aber einmal ist doch einer verloren gegangen. Gleich darauf entstand im Dorfe eine Feuersbrunst, und das Schloß bekam einen großen Miß. Lange Zeit hat man die beiden andern Ringe in der Kirche eines Klosters aufbewahrt. Aber weil sie auch da nicht sicher genug waren, ließ man sie im Schloß einmauern. Da sind sie denn heute noch.

### 4. Wie die Unterirdischen auswandern.

Ein Rahnschiffer hatte sein Fahrzeug am Ufer festgemacht und hatte sich hingelegt und wollte schlafen. Weil er müde war, schlief er bald ein und schnarchte, als wenn der Wind heulte. Nach einer Weile wachte er auf. Ihm war es so gewesen, als hätte einer an seinem Bette gezupft. Richtig! Da stand vor ihm ein winziges Kerlchen mit langem Bart und spitzer Kappe. „Schiffer,“ sagte er, „fahr mich und die Meinen über die Oder, es soll dein Schade nicht sein. Wir müssen in ein anderes Land ziehen.“ Der Schiffer gehorchte und ließ die Kleinen in seinen Kahn hinein. Zwar sah er keinen; aber er hörte, wie das überall trippelte und merkte, wie der Kahn immer tiefer im Wasser sank. Als alle drin waren, machte er den Kahn los und fuhr an die verlangte Stelle. Hier stiegen die Zwerge ebenso ungelesen wieder aus. Als auch der letzte den Kahn verlassen hatte, sagte das Männlein, das den Schiffer bestellt hatte: „Willst du einmal sehen, wen du gefahren hast?“ Da setzte es ihm die Tarnkappe auf, und nun sah der Schiffer, wie das ganze Ufer voller Männlein und Weiblein krabbelte, tausend und abertausend. Das Männlein aber sagte: „Hab' schönen Dank, daß du uns hierher gebracht hast, das Fahrge-  
geld liegt auf dem Boden deines Rahnes“. Neugierig schaute der Schiffer

hin; aber wie fluchte und wetterte er los, denn da lag auch nicht ein Pfennig. Wohl aber lag da ein Haufen Pferdennist. Zornig ergriff er Schippe und Besen und warf den Schmutz über Bord, daß es nur so plumpfte. Dann drehte er seinen Kahn um und fuhr ärgerlich zurück. Es war Morgen, als er wieder an seiner Landungsstelle ankam. Die Sonne strahlte schon. Da bemerkte der Schiffer, wie es in den Ritzen und Spalten, wo der Pferdebedung gelegen hatte, glitzerte und blinkte. Und wie er nachsah, war es wirklich Gold. Er stocherte noch eine ganze Menge Goldstücke heraus. Ach, hätte er doch nicht Schippe und Besen in der Nacht gebraucht, er wäre ein reicher Mann geworden. Seitdem sind die Zwerge bei uns verschwunden; keiner weiß, wo sie geblieben sind.



### Der Feuerkönig.

In der Ackerländer Heide, südlich von Nieth, lag früher der große Ahtbecker See, der wohl an 18 qkm maß. Er ist heute durch Kanäle entwässert worden und hat höchstens noch  $\frac{1}{3}$  der früheren Größe. In uralten Zeiten, als in dem tiefen Walddunkel der Heide noch Germanen ihre Götter verehrten, befand sich hier eine Opferstätte des Donnergottes. Als dann aber das Christentum die alten Götter verdrängt hatte, wollten die Leute häufig des Abends oder in der Nacht eine große Feueräule gesehen haben, die wie ein riesiger Mann gestaltet war. Sie schwebte vom Opferstein hernieder, glitt über das alte Seebett und die Ufer dahin und kam den Häusern oft so nahe, daß die Bewohner fürchteten, es würde eine Feuersbrunst entstehen. Heute ist der Feuerkönig, wie die Leute diese Erscheinung nannten, verschwunden. Man erzählt davon: In einer rabenschwarzen Nacht wollten die Fischer einen Zug tun. Schon waren alle Vorbereitungen getroffen, und die Rähne sollten vom Ufer abgestoßen werden. Da kam über den See ein Rachen daher, in welchem der Feuerkönig saß. Er hatte eine Krone auf dem Haupte und trug eine glänzende Rüstung. Über diese hatte er einen scharlachroten Mantel gelegt. In der Hand hielt er ein feuriges Schwert, das er zeitweilig um sein Haupt schwang. Die Fischer waren vor Schreck wie gelähmt, wollten fliehen und konnten nicht. Ihre weitoffenen Augen starrten unverwandt auf den Feuerkönig. Da sprang ein junger Fischer tollkühn in einen Kahn, stieß ab und ruderte mit allen Kräften der Feuererscheinung entgegen. Der Feuerkönig wich aus und lockte ihn immer und immer schneller, zuletzt pfeilgeschwind nach der Mitte des Sees. Plötzlich verschwand die feurige Erscheinung. Die Wasser schäumten hoch auf, und ein Sturm brach los, der den See bis in seine Tiefen aufwühlte. Dem jungen Fischer entliefen die Ruder. Mit gefalteten Händen saß er in seinem Kahn, den die Wellen wie einen Spielball hin- und herwarfen. Bis zum Morgen tobten Sturm und Wasser. Dann trat Ruhe ein. Still und friedlich lag die weite Wasserfläche da. Jetzt eilten die Fischer wieder herbei. Sie fanden den Kahn ihres tollkühnen Kameraden am Ufer festgekettet wie sonst. Der Fischer selbst lag starr und tot darin, von der Hand des Feuerkönigs gezeichnet.





### Rief in de Mark.

Zwischen den Herzögen von Pommern und den Markgrafen von Brandenburg sind viele Kriege geführt worden. In diesen Kämpfen hatten die Grenzorte am meisten zu leiden. Zu ihnen gehörte auch Pasewalk. Kurfürst Friedrich II., der Eisenzahn, zog im Frühjahr 1445 wieder einmal mit einem Kriegsheer vor seine Mauern. Aber die Bürger wehrten sich so tapfer, daß er mit Gewalt nichts ausrichten konnte. Da versuchte er es mit List. Zwei gefangenen Pasewalkern versprach er den doppelten Wert ihrer Häuser, wenn sie heimlich die Stadt anzünden wollten. Die beiden Galgenstricke taten, wie sie versprochen hatten. Sie versteckten heimlich ihre beste Habe, zündeten ihre Häuser an und machten sich daran, die Seile der Ziehbrunnen durchzuhauen. Dabei wurden sie abgefaßt und ohne Erbarmen ins Feuer geworfen. Als Friedrich II. nun zum Angriff vorrückte, überließen die Pasewalker Männer das Lösch- und Rettungswerk ihren Frauen. Sie selbst warfen sich den Brandenburgern so ungefüm entgegen, daß diese fliehen mußten. In fröhlicher Verfolgung jagten ihnen die Pasewalker nach und plünderten die Grenzorte der Uckermark. Da lauerten ihnen die Prenzlauer auf. Aber die Pasewalker schlugen sie und nahmen 200 von ihnen gefangen. Diese banden sie mit den Stricken, die die Prenzlauer für die Pasewalker bestimmt und mitgebracht hatten. Erst als sie ein hohes Lösegeld gezahlt hatten, wurden sie frei. Von diesem Lösegelde bauten die Pasewalker einen starken Turm in die Mauer nach der Mark zu. Sie nannten ihn Rief in de Mark und sangen übermütig:

Rief in de Mark un trure nich,  
Markgraf Friedrich, de deet di nicks.



### Pasewalker Kürassiere.

Pasewalk ist eine alte Garnisonstadt, denn schon zur Zeit des Alten Fritz lag ein Reiterregiment darin. Es war aber kein Kürassier- sondern ein Dragonerregiment, das damals Otto Martin von Schöerlin führte. Otto Martin war ein scharfer Oberst, der sein Regiment gut im Zug und immer bereit hatte, denn er wußte, der König kam oft mitten in der Nacht, ließ Alarm blasen und die versammelten Reiter exerzieren. Aber einmal hat der Alte Fritz ihn doch überrascht.

Mit seinem langen Trompeter war er von Berlin fortgeritten und kam am frühen Morgen, als es noch ganz dunkel war, vor Pasewalk an. Der König ritt auf den Exerzierplatz, der Trompeter aber jagte durch die Straßen und blies Alarm, als wenn die Welt untergehn wollte.

Als die Dragonerperde das Trompetengeschmetter hörten, wurden sie unruhig, rissen an ihren Ketten und wollten durchaus aus dem Stalle. Es dauerte nicht lange, so stürzten auch die Dragoner herbei, sattelten in aller Eile, schwangen sich auf ihre Mähren und jagten zum Stadttore hinaus. In ganz kurzer Zeit war das Regiment auf dem Übungsplatz versammelt.

Die Dragoner waren nicht wenig erstaunt, als sie dort den König sahen, der ihrem Obersten befahl, ihm zu zeigen, was das Regiment gelernt habe. Die Reiter mußten nun bald zu zweien, bald zu vieren, bald in ganz langer Reihe im Schritt oder im Trab an dem Könige vorbeireiten und dabei sechten.

Einmal mußten sie auch im gestreckten Galopp diese Übung machen. Mag es nun sein, daß die Dragoner noch nicht ganz ausgeschlafen hatten, oder daß die alten Gänse noch träumten, kurz und gut, sie hätten den König beinahe umgeritten. Da wurde der fuchswild und fuhr den Oberst an: „Das ist ein ganz verstoffenes Regiment, das sind lauter Süpers“. Damit drehte er ihm den Rücken zu und ritt davon.

Das hatte Otto Martin von Schwerin doch zu sehr geärgert, und als er an der Spitze seiner Soldaten wieder in die Stadt ritt, schwur er, nie wieder vor dem Regiment den Passasch zu ziehen, sondern vom König seinen Abschied zu fordern. Er schrieb denn auch einen Brief nach Berlin und bat um seine Entlassung. Er bekam aber keine Antwort.

Nach längerer Zeit erhielt er jedoch den Befehl, sofort mit seinem Regiment nach Schlesien zu reiten, denn die Kaiserin Maria Theresia habe wieder Krieg angefangen. Otto Martin von Schwerin schickte sofort einen Reiter nach Berlin mit einem Schreiben, worin er dem Könige mittheilte, daß er das Regiment nicht mehr führen könne; denn er habe geschworen, er wolle den Säbel nicht mehr vor seinen Reitern ziehen, und mit der Reitpeitsche in der Hand könne er nicht an der Spitze reiten. Er müsse also seinen Abschied erhalten.

Der Alte Fritz ließ ihm sagen, er würde doch jetzt in der Not seinen König nicht verlassen; feinetwegen könne er das Regiment auch mit der Reitpeitsche führen. Da blieb Otto Martin von Schwerin schon nichts anderes übrig, er ritt mit seinen Dragonern nach Schlesien.

Na, da kam es denn auch zur Schlacht bei Hohenfriedberg. Otto Martin von Schwerin stand mit seinen Reitern im Hinterhalt. Die Österreicher bedrängten den Alten Fritz sehr. Da schickte der zu Schwerin und ließ ihm sagen, er solle angreifen. Otto Martin aber erwiderte, es wäre noch nicht Zeit. Über solchen Ungehorsam sehr erzürnt, schickte der König sofort einen neuen Boten. Der brachte den Bescheid, der König würde dem ungehorsamen Oberst den Kopf abschlagen lassen, wenn die Schlacht verloren ginge. Otto Martin blieb ganz seelenruhig und gab zur Antwort, nach der Schlacht könne der König seinen Kopf haben, aber jetzt brauche er ihn noch selber.

So stand er in seinem Hinterhalte und beobachtete scharf die Feinde. Und als die nun weit genug vorgekommen waren, da jagte er mit seinen Reitern auf sie los. Das ging wie ein Donnerwetter. Und ehe die Österreicher sich noch recht besinnen konnten, waren sie schon über den Haufen geritten. Zwei Generale und 2000 Mann wurden gefangen genommen, 2 Kanonen sogar erobert und 66 Fahnen erbeutet.

Da ordnete Otto Martin von Schwerin sein Regiment. Jeder Mann aus der ersten Schwabron erhielt eine Fahne. An der Spitze ritt der kühne Oberst, die Reitpeitsche in der Hand. So führte er nach der Schlacht das Regiment an dem Könige vorbei. Und als er gerade vor ihm war, jagte er: „Majestät, das sind nu die Süpers“.

Aber der König lachte, nahm seinen Hut ab und hielt dort so lange mit bloßem Kopfe; bis auch der letzte Reiter vorüber war. Nachher schenkte er dem Regiment 2 silberne Pauken und den Hohenfriedberger Marsch, den er selbst gemacht hatte. Diesen Marsch durfte bei den Kaiserparaden nur das Regiment der Basewalker Kürassiere spielen.

### Eine böse Kindtaufe.

Garz war früher ein wichtiger Platz im pommerschen Lande. Die Oder wurde hier von einer Brücke überquert, die in einen Knüppeldamm überging, der über die Wiesen und Brüche bis an die Reglig führte. An derselben war ein fester Turm errichtet, in welchem Bewaffnete die Zugbrücke über diesen Wasserarm bewachten. Die Stadt selbst war mit starken Mauern und Türmen gesichert.

Freiwillig hatten die Garzer ihre Tore dem Kurfürsten Friedrich II. geöffnet und waren brandenburgisch geworden. Als nun der neue Herr ein sehr strenges Regiment einführte, und als alle Landsleute sie „Verräter“ schimpften, da wären sie gerne wieder zu ihren pommerschen Herren zurückgegangen. Allein der Brandenburgische Hauptmann, Werner von der Schulenburg, den Friedrich mit 200 Reitern in Garz gelassen hatte, war sehr wachsam und ließ sich nicht so leicht überrumpeln. Endlich fand sich doch eine Gelegenheit.

Vierzehn Tage nach dem Osterfest des Jahres 1477 wollte Herr Werner von der Schulenburg sein jüngstes Söhnlein taufen lassen und hatte eine große Gesellschaft dazu geladen. Die Kosten des Festes mußten freilich die Pommern tragen, denn seine Reiter holten von den Besitzern, was in Küche und Keller und Stall nötig war. So kam auch ein Bote nach Bruhsfelde zu Bartholomäus Bruschauer und forderte acht Fuhrer Hafer. Dieser nahm den brandenburgischen Reitersmann freundlich auf, ließ ihn gut bewirten und versprach ihm, den Hafer zu liefern, wenn er bis Montag früh Frist hätte, denn in der kurzen Zeit könne er die große Menge nicht beschaffen. Der Reiter wollte sich seinem freundlichen Wirt erkenntlich zeigen und sagte ihm das zu; er versprach auch dafür zu sorgen, daß die Bewaffneten am Zollturm die Zugbrücke herunterließen.

Bruschauer schrieb nun dem Herzog Bratislaw, daß sich eine günstige Gelegenheit biete, Garz wieder zu erobern und bat, der Herzog möge mit seinen Haufen vor Tagesanbruch am Stettiner Thor im Hinterhalt liegen, ein anderer Teil aber solle auf Bühnen an der Oder warten, bis er sie rief. Das wurde ihm gerne zugesagt. Jetzt lud Bruschauer seine Freunde und Nachbarn ein, mitzuhelfen, und sie hatten sich alle am Sonntagsabend bei ihm versammelt. Sie legten sich gerüstet auf die Wagen und wurden mit Stroh und Heu bedeckt. Auch die Knechte hatten Waffen unter ihren Banerkiteln.

Bald nach Mitternacht brach der Zug auf und gelangte an die geschlossene Zugbrücke. Alles war still wie das Grab. Nur die Eisrollen im Wasser schoben und rieben sich gegeneinander. „Holla, laßt die Brücke herunter!“ schrie Bruschauer; aber es dauerte recht lange, ehe er die Wärter, die auch Kindtaufe gefeiert hatten, munter bekam. Als sie ihn dann an der Stimme erkannten, traten sie die Brückenklappen herunter. Als die ersten fünf Gespanne über die Brücke waren, sprangen die Bewaffneten von den Wagen, überwältigten die Brandenburger und bemächtigten sich des Zollturmes. Nun legten sie sich wieder unter das Heu und Stroh und fuhrten weiter. Als sie an die Brücke über die Oder kamen, waren die Zimmerleute grade dabei, die alten, schlechten Bohlen mit neuen zu vertauschen. Sie hatten schon ein gutes Stück der Brücke abgedeckt. Bru-

schaver wußte durch das Versprechen eines guten Trinkgeldes die Zimmerleute zu bewegen, die Bohlen wieder so lange lose hinzulegen, bis er darüber gefahren wäre. Mit Hilfe der Fuhrleute war das bald geschafft, und die Wagen fuhren in die Stadt. In der Nähe des Tores, da wo zehn Ockfährne lagen, ließ Bruschaver halten. „Horsa Stettin!“ rief er. Da wurde es auf den Rähnen lebendig. Stettiner sprangen unter den Matten, mit denen sie sich bedeckt hatten, hervor und eilten an das Land. Sie nahmen sogleich das Tor und die benachbarten Straßen ein. Ein Teil lief zum Stettiner Tor, schob die Kiegel zurück und ließ Herzog Wratisslaw mit seinen Heerhaufen in die Stadt.

Werner von der Schulenburg aber schlief noch, denn er hatte mit seinen Gästen bis in die Nacht gezecht. Als seine Diener ihn mit Gewalt aus dem Schlafe rüttelten und ihn zuriefen, daß die Pommeren in der Stadt wären, griff er zu den Waffen und suchte Garg wieder zurück zu gewinnen. Allein es war zu spät, die Stadt war wieder pommerisch geworden.



### Der Name der Stadt Greifswald.

Da, wo die Stadt Greifswald heute liegt, stand in alter Zeit dichter, fast undurchdringlicher Wald. Nur die Gegend um das Kloster Eldena war schon fruchtbares Ackerland. Eines Tages beschloffen die Mönche, in der Nähe eine Stadt zu gründen. Sie schickten eine Anzahl Männer aus, die einen guten Platz wählen sollten. Diese gingen an Flüsschen Ryl entlang und fanden im Walde eine geeignete Stelle. Wie sie sich noch genauer umsahen, bemerkten sie auf einem Baume ein gewaltiges Nest. Darin saß ein ungeheures Tier, als ob es brüete. Es hatte einen Kopf wie ein Adler. Auch Hals und Flügel waren wie bei diesem König der Lüfte. Aber der Leib, die Beine und der Schwanz waren so gestaltet wie die des Löwen. Es war der Vogel Greif. Mit gewaltigem Aufschrei schwang sich das Untier in die Luft und flog davon. Die Mönche nannten deshalb die hier erbaute Stadt Greifswald.



### Die Klosterruine zu Eldena.

Im 14. Jahrhundert blühte bei Greifswald das Kloster Eldena, das seine Benennung dem Ryl verdankt, der auch Hilda hieß. Dies „Kloster tho der Eldena“ wurde bald eine mächtige Grundherrin, deren Besitztum sich bis nach Rügen (Mönchgut) erstreckte. Der dreißigjährige Krieg machte die blühende Niederlassung zur Wüstenei und nur die noch vorhandene Ruine der Klosterkirche erzählt uns von der einstigen Größe. In der Tiefe der unterirdischen Gänge sollen viele Schätze verborgen liegen, zu denen ein finsterner Gang führt. Der Zugang ist aber nur schwer zu finden.

Vor mehr als hundert Jahren kamen nach Eldena zwei Mönche, die sich von dem aufsichtführenden Landreiter die Erlaubnis erbat, in die unterirdischen Klosterräume hinabsteigen zu dürfen. Der Landreiter gab ihnen die gewünschte Erlaubnis und seinen eigenen Knecht zur Begleitung. Die drei suchten nun nach der verborgenen Türe, die sie schließlich fanden, nachdem der Knecht den Schutt an einer Stelle weggeräumt hatte. Leicht ließ

sich der Verschluss öffnen, und alle stiegen den Gang hinab. Sie durchschritten mehrere leere Zimmer und fanden dann eins, wo einige Leute mit Schreiben beschäftigt waren, mit denen die Mönche viel und heimlich erzählten. Danach lehrten sie wieder um. Die eigentliche Schatzkammer, in der neben dem Tische eine schwarze Kutsche steht, die ein Pudel bewacht, besuchten sie nicht. Als der Knecht wieder zu seinem Herrn zurückkam, war der nicht wenig erstaunt. Er hatte schon längst einen anderen Knecht eingestellt, denn seit dem Tage, da die Mönche hinabstiegen, waren nicht weniger als drei Jahre vergangen.



### Die arme reiche Frau zu Stralsund.

Das war wohl so um das Jahr 1400. Da lebte in Stralsund eine sehr hübsche Jungfrau. Ihre Eltern waren schon frühe gestorben, so daß sie mit ihrer Schönheit und mit ihrem Reichthum ganz allein stand. Als sie sich mit dem Säckelmeister von Stralsund verheiratete, wurde eine prächtige Hochzeit gefeiert. Sieben Tage lang wurde gegessen, getrunken, getanzt und gesprungen. Allein die Armen der Stadt gingen dabei leer aus. Die jungen Eheleute aber lebten weiter, einen Tag wie den andern, bei Braten, Kuchen und Wein. Als sie sich an einem kalten Wintertage gerade zum Essen niedersetzen wollten, pochte ein alter Mann an ihre Türe und bat um etwas Warmes. Die junge Frau aber stieß ihn mit dem Fuße fort und sagte: „Da mit dem Hunde lauscht du tafeln, der dort aus der silbernen Schüssel die Knochen verspeist; sie sind gut genug für dich.“ Da sah sie der Bettler zornig an und jagte: „Wehe euch, Frau! Mit derselben Hundeschüssel sollt ihr nach wenigen Jahren von Haus zu Haus betteln gehn.“ Zornig ließ sie den Alten hinauswerfen, setzte sich mit ihrem Gemahl an die Tafel und aß und trank nach Herzenslust. So ging das einige Jahre. Da war ihr Reichthum verpraßt. Ihr Mann jagte aber niemand davon, sondern befaß heimlich die Stadtkasse, und beide schwelgten nach wie vor. Als er plötzlich starb, kamen seine Spitzbübereien an das Tageslicht. Nun wurden der Frau alle ihre Häuser, Gärten und Felder genommen. Nichts ward ihr gelassen, als die silberne Hundeschüssel. Mit der ging sie nun in die Häuser der Wohlhabenden und bat flehentlich um ein paar Brosamen.



### Der Dänholm.

Stralsund hatte einen aufregenden Tag hinter sich. Der „Meister Hans“ hatte mit seiner breiten Schwertklinge einem halben Duzend Verschwörer, die dem Heere des Königs Erich von Dänemark die Tore öffnen wollten, die Köpfe vom Rumpfe trennen müssen. Da hatte es viel zu sehen und noch viel mehr zu erzählen gegeben, so daß die Bewohner der Stadt erst spät nach Mitternacht zur Ruhe gekommen waren. Aber ihnen war keine friedliche Nacht beschieden. Hörneruf schreckte sie wieder aus den Betten. Die Donnerbüchsen krachten, und vom Hafen her scholl wildes Geschrei. Da sprangen die Stralsunder aus den Betten in die Kleider, griffen nach den Waffen und eilten dorthin, wo auf angelegten Weitem eine Schar von Feinden die Mauern zu ersteigen im Begriff war.

Die Bürger kamen noch gerade zur rechten Zeit, um die obersten Kletterer hinabzulösen, die dann alle anderen hinter sich wieder mit hinabriffen.

Im Hafen lagen 77 dänische Schiffe, mit denen König Erich gekommen war, um Stralsund in einen Schutthaufen zu verwandeln. Von den Schiffen flogen schwere Steine, Fässer mit Brennstoffen, Tonnen mit Stintpulver in die Stadt, und auf den Leitern versuchten immer neue Scharen die Mauern zu ersteigen. Aber die Stralsunder schlugen jeden Sturm ab, und die Dänen mußten endlich einsehen, daß sie die Stadt nicht erobern konnten. Sie zogen darum nach Süden ab.

Als der Feind verschwunden war, gingen viele Stralsunder hinab zum Hafen, um sich den angerichteten Schaden zu ansehen. Auch der Bürgermeister hatte sich eingefunden. Da erscholl plötzlich der Ruf: „Die Dänen kommen wieder!“ Und wirklich sah es so aus; denn von Norden schoß durch den Gellen eine Anzahl mächtiger Segelschiffe. Bald erkannten die erschrockenen Stralsunder, daß es keine Dänen waren, sondern große Hanfashiffe.

Das vorderste Schiff trug am Bug das Brustbild eines jungen Weibes, und über dem Bild stand mit weithin leuchtenden Buchstaben der Name Gesa. Dies Schiff führte der Sohn des Bürgermeisters. Kaum hatte dessen Schiff festgemacht, als er auf seinen Vater zuelte, um ihn zu begrüßen. Der aber tat, als kenne er den Sohn nicht und sprach: „Wer bist du? Mein Sohn willst du sein und läßt es dir gefallen, daß man deinen alten Vater beschimpft? Da hinunter sind sie! Hol' sie mir her, wenn Du mein Sohn bist!“

Der Junge verstand den Alten nicht, die Umstehenden mußten ihm erst den Überfall der Dänen erzählen. Als er alles vernommen, rief er mit zornbebender Stimme: „Wer geht mit mir? Mein Schiff holt die Dänen ein! Drauf! Macht unsere Schiffe flott! Hoch de dudische Hansa!“

Das Wort zündete! Überall hieß es: „Aufs Deck! Alle Mann! Schützen heraus! Bombarden! Kraut!“ Und nun regte es sich wie in einem Ameisenhaufen. Die Männer drängten sich auf die Schiffe. Frauen und Kinder halfen Geschütze und Geschosse herbeischleppen, und nach kaum drei Stunden waren die Handelsschiffe in Orlog- (Kriegs-)schiffe verwandelt. Ihre Segel strafften sich, und sie fuhren den Dänen nach.

Etwas südlich von der Stadt liegt mitten im Sund eine kleine Insel. Sie hieß früher Strela. Als die Hanfashiffe an ihr vorbeiwollten, kamen ihnen die Dänenschiffe entgegen. Diese hatten ihren Weg durch den Greißwälder Bodden nehmen wollen, aber umkehren müssen, weil der Wind sich nach Osten gedreht hatte. Es war ihnen nichts anderes übrig geblieben, als wieder an Stralsund vorüber zu fahren. Und weil sie nicht wußten, was inzwischen in Stralsund geschehen war, segelten sie unbekümmert daher.

Da rannte die Gesa mit ihrem eisernen Schnabel dem ersten Dänenschiff ein mächtiges Loch in die Seite, so daß es nach kurzer Zeit unter sank. Sofort krachten die Feuergeschütze, und bald war alles in dunklen Pulverrauch gehüllt, aus dem hier und da hohe Feueräulen emporschlugen.

Die Dänen wußten nicht, wie ihnen geschah. Sie sahen vor sich ein großes Schiff mit einem leuchtenden Namen, und wenn sie auf dasselbe lossegelten, fuhren ihnen andere Hanfashiffe in die Seiten, daß die Holz-

planken frachend zersplitterten. Pechkränze kamen geflogen und zündeten. Enterhaken saßten und hielten fest, und mit dem Schlachtruf „Dudeische Hanja“ sprangen Männer auf ihre Schiffe und stießen alles nieder, was sich ihnen entgegenstellte. Schon war ein Duzend ihrer Schiffe gesunken. Die nachfolgenden segelten in den Wirrwarr hinein und wurden auch leicht überwältigt.

Da nahte das dänische Königsschiff. Auf seinem Vorderkastell stand in goldblinkendem Panzer König Erich. Mit allen Segeln hielt er auf die Gesa los, und er hätte sie sicherlich leet geschlagen, wenn ihr Führer dem Zusammenstoß nicht geschickt ausgewichen wäre. Wohl bekam sein Schiff noch einen ganz gehörigen Stoß ab, aber seine Wappner waren auf dem Posten, warfen die Enterhaken und suchten den Dänen zu halten. Als aber König Erich die Gefahr erkannte, befahl er mit voller Lungenkraft: „Los!“ Da sausten schwere Arthiebe hernieder und kappten die Enterhaken. Mit langen Klüwerstangen schoben die Dänen ihr Schiff von der Gesa ab, der Wind setzte sich in seine Segel und jagte es wieder an Stralsund vorüber.

Ehe die Gesa sich gegen den Wind drehte, hatten die Dänen einen gehörigen Vorsprung gewonnen und waren nicht mehr einzuholen. Freilich war dies Schiff das einzige, was König Erich von seiner stolzen Flotte mit nach Hause brachte. Die andern 76 waren von den sechs Stralsundern niedergeraunt, verbrannt, geerntet oder als Beute weggeschleppt worden.

Das war der größte Tag, den Stralsund je gesehen, und die Zinsel Strela heißt von diesem Tage an „Der Dänholm“.



### Swantewit.

Die nördlichste Spitze von Rügen ist Arkona, ein Felsen weißer Kreide. Wohl 50 m hoch ragen diese blendenden Berge aus dem Meere empor. Ein Leuchtturm läßt von hier sein Licht weit über die Wogen blinken und warnt die Schiffer vor der gefährlichen Küste. Nicht weit von dem Leuchtturm ist ein alter Burgwall, der letzte Rest der Jaromarsburg, die mitten in einer Stadt gestanden haben soll. In dieser Burg befand sich der Tempel des Götzen Swantewit.

Swantewit war ein riesiges Götzenbild. Es hatte vier Köpfe, von denen zwei nach vorn, zwei nach hinten gerichtet waren. Jedes Gesicht trug einen mächtigen zerzausten Bart. In der rechten Hand hielt das Götzenbild ein großes Trinkhorn. Die linke Hand war in die Seite gestemmt. Die ganze Figur war in lange seidene Kleider gehüllt. Neben ihr hingen Sattel und Zaum des heiligen Rosses.

Swantewit war der Gott der Fruchtbarkeit. („Die Halbinsel Wittow heißt noch heute die Kornkammer von Rügen“.) Alljährlich feierte man ihm zu Ehren unter Opfern und Schmausereien das Erntefest. Während das Volk rings um den Tempel lagerte, ging der festlich geschmückte Hohepriester in das Heilige und schaute in das Trinkhorn, das alle Jahre mit Met gefüllt wurde. War es leer, so drohte dem Lande Teuring und Mißwachs; war aber noch von dem Honigwein darin, so bedeutete das ein fruchtbares Jahr.

Nachdem der Priester dem Volke verkündet, was er gefunden hatte, füllte er das Trinkhorn von neuem und bot es dem Swantewit an. Da dieser aber seinen Mund nicht aufthun konnte, leerte der Priester es in einem Zuge. Dann füllte er es wieder und drückte es dem Götzen in die Hand. Nun brachten die Leute einen Niesen-Honigkuchen herbei, den sie ihrem Gotte opferten. Der Honigkuchen mußte so groß sein, daß der Priester dahinter nicht zu sehen war. Nach der Feier im Tempel verbrachte das Volk den übrigen Tag mit Essen, Trinken, Spiel und Tanz.

330 Jahre hat der Tempel mit dem Bilde Swantewits daselbst gestanden. 1118 haben die Dänen alles zerstört. Sie kamen mit großer Heeresmacht und wollten die Leute zum Christentum bekehren. Diese aber hielten ihrem Swantewit die Treue und zogen sich in die feste Stadt zurück, die nun von den Dänen belagert wurde. Die Eroberung der Stadt und Burg hielten die Rügianer für unmöglich, denn auf drei Seiten war sie durch hohe Felsenufer und das Meer geschützt, auf der vierten Seite war ein steiler Wall errichtet, der einen festen Turm trug. Lange lagen die Dänen vergeblich vor der Stadt, und die Lanzen und Pfeile der Belagerten wehrien jeden Sturm ab. Da bemerkte eines Tages ein Däne, daß an einer Stelle des Walles die Erde abgerutscht war. In der dunklen Nacht schlich er sich dorthin, stieß mehrere Lanzen in die Erde und stieg auf dieser Leiter bis dicht unter den hölzernen Turm. Unbeobachtet von den scharf auslugenden Wächtern auf dem Turme zündete er ein Feuer an, dessen Knistern erst die Gefahr verriet, in der die Burg schwebte. Sogleich eilte alles herbei, um den Brand zu löschen. Aber das Wasser des einzigen Brunnens, den die Stadt hatte, war bald verbraucht. Und als man gar versuchte, mit Milch das Feuer zu löschen, wurde es nur noch größer, so daß der ganze Turm verbrannte. Nun mußte sich die Stadt den Belagern ergeben.

Die Dänen zerstörten den Tempel, stießen das Götzenbild um und schleppten es an Stricken vor die Tore. Dort zerschlugen sie es in kleine Stücke, warfen sie ins Feuer und lochten ihr Essen damit. Die Rügianer meinten, ihr Gott würde die Feinde vernichten. Als aber nichts geschah, erkannten sie seine Ohnmacht und nahmen den Gott an, den die Dänen ihnen verkündeten.

Der Oberpriester aber hatte vorher alle goldenen und silbernen Schätze des Swantewit nach der Insel Hiddensee geschafft. Hier baute man dem Swantewit einen neuen Tempel. Als die Dänen das erfuhren, kamen sie nach Jahren zurück und zerstörten auch diesen. Und weil der Priester die Schätze nicht anders zu retten wußte, nahm er sie und stürzte sich damit ins Meer. Dort liegen sie noch heute. Nur einen Teil davon hat die tobende See wieder ausgespült, als die große Sturmflut im Jahre 1872 sie bis auf den Grund aufwühlte. Man bewahrt ihn jetzt im Stralsunder Museum auf.



### Die neun Berge bei Ramin.

In der westlichen Spitze der Insel Rügen, etwa eine Viertelmeile von dem Kirchdorfe Ramin, liegen auf flachem Felde neun kleine Hügel. Man nennt sie die neun Berge bei Ramin.



Sie sind nicht immer vorhanden gewesen, sondern durch den Riesen Balderich entstanden. Den verdroß es, daß Rügen eine Insel war, und daß er immer durch das Meer waten mußte, wenn er nach Pommern hinüberschritt. Er wollte das ändern. Darum ließ er sich eine ungeheure Schürze machen. Die band er sich um seine Hüften und füllte sie mit Erde. Dann schritt er dem Meere zu. Unterwegs bekam die Schürze einen Riß. Durch diesen fiel etwas Erde heraus, und es entstanden die neun Berge. Die übrige Erde trug er ans Meer und schüttete sie hinein. Aber es war nicht mehr genug, um das Wasser zuzudämmen. Darüber ärgerte sich Balderich so, daß er tot hinstürzte.

In den neun Bergen wohnten seitdem Zwerge. In schönen Sommernächten kamen sie auf die Erde und tanzten bei fröhlicher Musik lustige Reigen. Sie meinten es gut mit den Menschen; nur wo sie unbewachte Kinder fanden, nahmen sie diese mit in die Berge und behielten sie dort 50 Jahre als Diener. Wenn es aber einem Menschen glückte, einen Gürtel, einen Schuh, eine Kappe oder irgendetwas von den Zwergen zu erhaschen, war sein Glück gemacht; dann mußte der Zwerg ihm dienen.

In Ramin lebten einst der Arbeitsmann Jakob Dietrich und seine gute und gottesfürchtige Frau. Sie hatten viele liebe Kinder, von denen das jüngste, ihr Johann, ihnen fast das liebste war. Als achtjähriger Knabe hütete Johann seines Onkels Kühe und war gerne bei dem alten Kuhhirten Mas, der so schöne Geschichten zu erzählen wußte. Die schönsten waren allemal die von den Zwergen, die in den neun Bergen wohnten, aus denen sie in den schönen Sommernächten herauskamen und in Büschen und Feldern im mitternächtlichen Mondenschein bei wundervoller Musik ihre Reigen tanzten. Diese Geschichten hatten den achtjährigen Knirps so gepackt, daß er beschloß, den Zwergen dabei einmal aufzulauern.

Am Johannistage schlich er sich abends heimlich aus dem Hause und ging auf den höchsten der neun Berge. Er legte sich ins Gras und lauschte. Sein Herz schlug ihm wie ein Hammer. Am liebsten wäre er wieder davon gelaufen, wenn er sich nur nicht so gefürchtet hätte. So blieb er denn liegen und hielt den Atem an. Und als es 12 schlug, da fing es an, leise und lieblich um ihn her zu singen und zu klingen; er hörte es wispeln und lispeln, aber sehen konnte er nichts. Ganz stille lag er und tat, als ob er schlief. Nur ab und zu blinzelte er mit einem Auge, ob er nicht etwas sehen oder erhaschen könnte. Da fühlte er plötzlich, wie ihm etwas leicht ins Gesicht fiel. Er griff zu, sprang auf und schwang eine Tarnkappe in seiner Hand, daß das silberne Glöcklein daran nur so klingelte. Er setzte sie auf den Kopf, und — o Wunder — im selben Augenblick sah er zahllose winzige Leute dort vergnügt tanzen und springen. Johann stand unter ihnen wie ein Riese, denn sie reichten ihm kaum bis an's Knie.

Als Johann zu seinen Füßen niederschaute, stand dort der Zwerg, dem die Tarnkappe gehörte und bat flehentlich um seine Mütze. Johann aber sagte: „Die Mütze bekommst du nicht wieder. Ich will mit in den Berg, und du mußt mein Diener sein.“ Der Zwerg mochte bitten und betteln, so viel er wollte, Johann ließ sich nicht erweichen. Er band sich die Tarnkappe ordentlich fest und befahl seinem Diener, sofort Speise und Trank zu holen, denn er habe Hunger. Im Hui war der Kleine mit Wein, Brot und köstlichen Früchten zurück, die Johann sich trefflich munden

ließ. Dabei sah er vergnügt den Tänzern der Kleinen zu. Das dauerte solange, bis die ersten Verthen sich in die Lüfte schlangen, und ganz leise einzelne Lichtstrahlen das Kommen des jungen Tages verkündeten. Als dann aber im Dorfe die Hähne anfangen zu krähen, da taten sich die Berge wieder auf, und die Kleinen Menschen verschwanden darin.

Auch Johann eilte hin und setzte sich in eine silberne Tonne, die an silbernen Ketten hing. Langsam glitt sie in den Berg hinab. Johann staunte über den wunderbaren Glanz der Bergwände und über die liebliche Musik, die ihn so umschmeichelte, daß er vor lauter Lust in einen tiefen Schlaf fiel.

Er mochte wohl lange geschlafen haben. Als er erwachte, lag er in einem schneeweißen Bettchen auf Kissen von Atlas unter einer seidene Decke. Ein Königssohn hätte darin schlafen können. Er rieb sich die Augen, um die Marmorische, die blanken Spiegel mit den Edelsteinrahmen und die glitzernden Wände recht sehen zu können. Er mußte aber seine Guckerte wieder schließen, denn es war ein Glanz in dem Zimmer, wie solchen nie ein Mensch auf Erden gesehen. Da kam sein kleiner Diener, brachte ihm Waschwasser und Handtuch, seine seidene Kleider und Schuhe mit silbernen Schnallen und half ihm beim Anziehen. Auf goldener Schale trug er Frühstück herbei und stand bereit, jedem Wink seines Herrn zu gehorchen. Nach dem Frühstück holte er goldene Spielsachen und wunderbare Bilderbücher herbei, mit denen Johann anfang zu spielen.

Als es Mittagszeit war, führte der Diener unsern Johann in einen großen, großen Saal. Durch zahlreiche Türen strömten zierlich gekleidete Männlein und Weiblein herein. An vielen Stellen tat sich der Boden auf, und Tische mit allerlei Speisen und Getränken kamen hervor. Stühle und Polsterstühle reichten sich von selbst um die Tische, an denen die kleine Gesellschaft Platz nahm. Die Vornehmsten des kleinen Volkes kamen und führten Johann an ihren Tisch und setzten ihn zwischen die schönsten Fräulein. Man aß und trank und war sehr lustig. Diener in schneeweißen Zäckchen und Röckchen, die von silbernen Gürteln gehalten wurden, mit blauen Mützen und gläsernen Schuhen reichten in goldenen Schalen und Körbchen, in Flaschen und Bechern Speisen und Getränke herum, streuten Blumen aus und sprengten Rosenöl.

Wohl zwei Stunden sah man so bei Tische. Da verschwanden auf ein Klingelzeichen plötzlich alle Stühle und gedeckten Tafeln, und grüne Palmen-, Orangen- und Vorbeerbäume erschienen an ihrer Stelle. Fröhliche Musik erklang, und die Kleinen drehten sich in zierlichem Tanze. Auch Johann mußte manch ein Tänzelein machen. Als der Tanz aus war, wurde der Saal leer, und jeder ging an seine Arbeit. Am Abend füllte er sich wieder, und nach dem Essen ward ebenso gejubelt und getanzt wie am Mittag. Wenn aber die Nacht mit ihrem silbernen Mondschein die Erde beleuchtete, dann schlüpfen alle hinaus aus den Bergen. Nur Johann ging ruhig schlafen und hielt, ehe er einschlief, andächtig sein Abendgebet.

Zu den nächsten Tagen und Wochen machte Johann mit seinem Zwerge weite Spaziergänge durch die Berge. Überall gab's etwas Neues zu sehen. Die Bäume, die Blumen, die Vögel, alles war ganz anders auf der Erde. Die Luft war so weich und mild, das Wasser so klar! Und wenn auch die Wellen brausten und tobten, man konnte ohne Gefahr



hinüberkommen; denn Gondeln in der Gestalt weißer Schwäne kamen und brachten jeden an die gewünschte Stelle. Eins nur war wunderbar. Fast nirgends waren Zwerge zu treffen. Aber die Diener vergnügten sich zu gewissen Stunden mit Spiel und Tanz.

Johann suchte sie auf und erfuhr von ihnen, daß sie Menschenkinder seien, die die Zwerge geraubt hatten. Sie mußten nun fünfzig Jahre den Zwergen dienen. Ein kleines blondes Mädchen stammte sogar aus demselben Dorfe und war des Predigers Kind. Es war einst mit seinen Spielfkameraden ins Feld gelaufen, hatte sich ermüdet bei den Bergen niedergelegt und war daselbst eingeschlafen. Da hatten es die Unterirdischen gefunden und mitgenommen. Lisbeth, so hieß seine kleine Landsmännin, wurde Johanns Freundin, mit der er nun Tag für Tag zusammen war. Aus den Tagen wurden Wochen, aus den Wochen Monate und Jahre. Johann war nun schon 10 Jahre dort unten. Lisbeth zählte 16 Jahre, und aus den Gespielen waren Brautleute geworden.

Als sie einst wieder weit, weit geschlendert und an die Stelle gekommen waren, wo die Spitze des gläsernen Berges sich aufzutun pflegte, hörten sie die Hähne auf der Erde krähen. Da erwachte in ihnen die Sehnsucht nach Vater und Mutter, nach dem grünen Walde und dem blauen Himmel. Johann hätte ja jederzeit heimkehren können; aber Lisbeths Jahre waren noch nicht um und früher, das wußten beide sehr wohl, ließen die Zwerge sie nicht frei. Ohne seine Lisbeth aber wollte Johann nicht heimkehren. Nach langem Grübeln beschloß er, seine Macht über die Zwerge zu gebrauchen.

Er ließ die sechs Vornehmsten zu sich kommen und sprach: „Ich weiß, daß ich als ein Herr und Meister über einen von euch auch über euer ganzes Volk befehlen kann. Darum fordere ich, gebt die Lisbeth frei und laßt uns wieder heimkehren in das Land, wo die Sonne scheint und die Ähren reifen.“ Da antwortete der Vornehmste: „Herr, was du begehrst, können wir nicht geben. Es ist ein altes Gesetz, daß nie ein Diener entlassen werden darf, ehe seine Zeit um ist. Dielten wir das Gesetz nicht, so würde unser ganzes Reich untergehn. Bitte, was du willst, aber dies können wir nicht erfüllen.“ „Ihr könnt es, und ihr sollt es!“ rief Johann im Zorn. „Bis morgen habt ihr Bedenkzeit, dann erwarte ich euren Bescheid.“ Als sie am nächsten Tage wieder ablehnten, ließ er fünfzig vornehme Zwerge mit Frauen und Töchtern schwer arbeiten. Vom Morgen bis zum Abend mußten sie Steine schleppen, daß ihnen fast der Atem ausging. Das dauerte mehrere Wochen, aber die Lisbeth wollten sie doch nicht freigeben.

Als Johann merkte, daß er sein Ziel auf diesem Wege nicht erreichte, befahl er: „Morgen, wenn ihr zur Arbeit kommt, bringt sich jeder eine neue Geißel mit.“ Alle waren gehorsam, mußten sich entkleiden und jämmerlich geißeln, daß das Blut floß. Aber sie taten Johann nicht den Willen, ob er sie gleich mehrere Tage so quälte. Darüber wurde er sehr ungehalten und zerschlug in seinem Ärger manchen schönen Stein. Mächtig sprang aus einem derselben eine dicke Kröte, die wohl schon sehr, sehr lange darin gefressen hatte. Freudensfroh fing er das häßliche Tier und barg es in einem silbernen Gefäße. Als am andern Tage die gequälten und zerbleuten Zwerge seine Bitte wieder abschlugen, domerte er sie an: „Nun, wenn ihr nicht hören wollt, sollt ihr fühlen“ und holte das Gefäß

mit der Kröte herbei. Da stürzten alle wie vom Blig getroffen nieder, begannen zu winseln und zu stöhnen, streckten die Hände empor und schrien: „Laß ab, Herr! Bring die Kröte fort, sonst müssen wir sterben. Sei barmherzig; wir wollen alles tun, was du willst.“

Johann entfernte die Kröte und sprach: „Diese Nacht, zwischen 12 und 1 Uhr ziehe ich mit meiner Lisbeth von dannen. Ihr werdet mir drei Wagen mit Silber, Gold und edlen Steinen beladen. Auf zwei andere Wagen laßt ihr alle Bilder, Bücher und Geräte aus meinem Zimmer packen. Wir selbst aber rüstet ihr den schönsten Reisewagen aus, der mit sechs Rappen bespannt wird. Außerdem gebt ihr alle Diener und Dienerinnen frei, die 20 Jahre alt sind, und stattet sie so mit Gold und Silber aus, daß sie auf der Erde als reiche Leute leben können. Und das soll fortan hier Gesetz sein, daß nimmer ein Menschenkind länger festgehalten werden kann als bis zu seinem zwanzigsten Jahre.“

Was Johann befohlen hatte, wurde ausgeführt. Als alle die Kostbarkeiten herausgeschafft und die erlösten Diener und Dienerinnen hinaufgefahren waren, ließen sich auch Johann und Lisbeth hinaufbefördern. Sie sahen den gläsernen Berg sich öffnen, und das Himmelslicht blickte zu ihnen herab. Da nahm Johann die Tarulappe und warf sie unter die Zwerge. Vom nahen Kirchturm schlug die Uhr zwei, und die ersten Vercken stiegen jubelnd in Gottes Himmelsdom. Johann und Lisbeth und alle, die bei ihnen waren, fielen auf ihre Knie und dankten Gott für ihre Errettung.

Als eben die Sonne aufging, hatte Johann seinen Wagenzug geordnet. Die ersten beiden Wagen waren mit je vier Rotfüchsen bespannt und ganz mit Gold und Dukaten beladen. Dann folgte ein Wagen mit sechs schneeweißen Pferden. Sie zogen Silber und Kristall. Hinter diesem fuhrn zwei Wagen mit je vier Grauschimmeln bespannt. Auf ihnen lagen die herrlichen Geräte, Gefäße, Bilder usw. aus Johanns Zimmer. Der sechste Wagen, von sechs blanken Rappen gezogen, trug Johann und Lisbeth.

So zogen sie gegen vier Uhr morgens in Rambin ein und hielten mitten im Dorfe still. Die Leute kamen herbeigelaufen und bestaunten die Pracht. Johann erkannte bald seine Eltern, sprang aus dem Wagen, hob seine Braut auch heraus und eilte auf die alten Leute zu. Die wollten sich vor ihm auf die Knie werfen, denn sie wußten nicht, wer der Prinz wäre. Er aber wehrte ihnen und sprach: „Kennt ihr denn euren Johann nicht mehr?“ Die beiden Alten sahen sich verwundert an und wußten nicht, ob sie wachten oder träumten. Dann holte Johann den alten Pfarrer herbei und sagte: „Dies ist deine verlorene Tochter. Du sollst uns segnen und trauen zu einem christlichen Ehepaar.“ Das wollte der Alte gerne tun, und alles wurde für die Hochzeit vorbereitet. Johann ließ Tischler und Zimmerleute kommen. Die bauten einen hohen und weiten Laubsaal, in dem wohl 5000 Menschen Platz hatten. Aus Stralsund und Greifswald ließ er ganze Schiffe voll Wein, Zucker und Früchten kommen. Herden von Ochsen, Schweinen und Schafen wurden geschlachtet, denn die ganze Insel Rügen wurde zur Hochzeit geladen. Bierzehn Tage wurde geschmaust und getanzt, und in der ganzen Gegend ist nie wieder, weder vorher noch nachher, eine solche Hochzeit gefeiert worden.

Und als die Hochzeit vorbei war, da ist Johann mit seiner jungen

Frau im Lande umhergereist. Sie haben sich Städte und Dörfer und Güter gekauft, und er ist Herr von fast ganz Rügen und ein sehr vornehmer Graf geworden. Aber er hat in seinem Reichthum nie vergessen, wie wunderbar Gott seine Jugend geführt hat. Er blieb dem Herrn dankbar, so lange er lebte, baute Kirchen und tat den Armen viel Gutes. Nach einem langen, gesegneten Leben sind Johann und Elisabeth, von allen Leuten geliebt und geehrt, selig entschlafen. Ihre goldenen Schätze erbten die Kirchen. Aber die Russen und Schweden haben alles geplündert, und keiner weiß, wo die Kostbarkeiten geblieben sind.



### Prinzessin Swanwithe.

In Bergen stand vor langer Zeit ein Schloß. Darin wohnte der König von Rügen. Der hatte eine wunderschöne Tochter, die hieß Swanwithe. Sie war die schönste Prinzessin weit und breit, und es kamen viele Könige und Fürsten und Prinzen aus allen Landen, die um die schöne Prinzessin warben. Der König, ihr Vater, hatte zuletzt nicht mehr Häuser genug, daß er die Freier und ihre Diener beherbergte; es fehlte auch an Ställen für all die mitgebrachten Pferde. Kaum konnte ganz Rügen den nötigen Hafer liefern. Die Insel war so voll Menschen, wie sie es seit jenen Tagen nie wieder gewesen ist. Der König wäre froh gewesen, wenn Swanwithe sich einen Mann genommen hätte und die übrigen Freier abgereist wären. Aber keiner von allen gefiel der Prinzessin. Da kam eines Tages ein feiner, stattlicher Prinz daher. Er hieß Peter von Dänemark. Den mochte die Prinzessin wohl leiden, und auch der König nahm ihn gern zu seinem Eidam. Er verlobte sich mit dem schönen Königskinde. Darüber war große Freude im ganzen Lande, und alle Schneider und Schuster hatten die Fülle zu tun, die schönen Kleider und Schuhe zu machen, die zur Hochzeit getragen werden sollten. — Als alles in lieblicher Hoffnung und Liebe grünte, und die ganze Insel in Freuden stand, und nur noch ein paar Tage bis zur Hochzeit waren, ward alle Lust in Traurigkeit verwandelt. Es war nämlich am Königshof auch ein Prinz aus Polen, ein hinterlistiger, schlechter Mensch, der die Prinzessin gern selbst geheiratet hätte. Als dieser sah, daß wirklich Hochzeit werden sollte, sann er auf Rache. Überall erzählte er schadenstroh den Leuten, Swanwithe sei schon längst heimlich seine Braut, und oft hätten sie sich gehehrt und geküßt; er bat dringend, es keinem zu sagen. Aber nun erst recht flüsterte einer dem andern die Geschichte zu. Bald sprachen alle Leute davon. Auch Peter v. Dänemark erfuhr es, und weil es alle Leute sagten, glaubte er es auch. Da schickte er seiner Braut den Verlobungsring zurück und reiste ab. Auch alle übrigen Freier reisten fort, und auch die Geiger und Pfeifer und Musikanten, die schon zur Hochzeit gekommen waren, zogen ab. Still und leer stand das Schloß da, und alle Freude war mit fortgezogen. — Der König von Rügen, als er das alles sah und hörte, war einige Tage wie von Sinnen, und wenn seine Diener ihn nicht zurückgehalten hätten, so hätte er sich vor Gram das Leben genommen. Als er etwas ruhiger geworden war und die Schande bedachte, die durch seine Tochter über das ganze Königshaus und sein Land gekommen war, ließ er

die schöne Swanwithe holen, schlug sie hart und zerraupte ihr das Haar. Swanwithe beteuerte ihrem Vater, daß sie unschuldig sei, und daß alles erlogen wäre. Aber er hörte nicht auf sie, sondern befahl seinen Dienern, sie in ein verborgenes Gemach zu führen, damit seine Augen sie nimmer wiedersehen. Darauf ließ er einen düstern Turm bauen, wo weder Sonne noch Mond hineinschien. Da sperrte man die arme Prinzessin ein. — Der Turm war sehr fest und stark und hatte nur ein kleines Loch in der Türe. Durch dasselbe wurde der Prinzessin die Speise gereicht. Sie hatte weder Bett noch Tisch oder Bank in dem traurigen Gefängnis. Sie, die sonst auf Sammet und Seide gelegen, mußte auf harter Erde schlafen, und barfuß mußte sie gehen, die sonst in goldenen Schuhen geprangt hatte. Und das arme 16jährige Mägdlein hätte sterben müssen vor Jammer, wenn es nicht gewußt hätte, daß es unschuldig war und zu Gott hoffte, daß seine Unschuld noch einmal an den Tag kommen würde. — Der König war seit jenem Tage nicht mehr froh gewesen. Sein Haar war schneeweiß geworden vor Gram, und alle Tage härmte er sich von neuem. Vor den Leuten aber hielt er sich stolz und tat so, als wenn seine Tochter tot und lange begraben wäre. — Drei Jahre hatte Swanwithe nun schon zwischen den kalten Steinen mit Jammern und Klagen zugebracht. Ihr ganzes Grübeln und Denken war nur darauf gerichtet, dem Vater und aller Welt zu beweisen, daß sie unschuldig sei. Aber ihr wollte nichts Rechtes einfallen. Da tauchte eines Tages in ihrem Gedächtnisse die Sage von dem Königsschatze unter dem Garzer Wall auf. Sie hatte sie in ihrer Kindheit oft gehört, und sie gedachte damit ihren guten Ruf wieder herzustellen. Als der Wächter kam und ihr die Speise durch das Loch in der Türe schob, sagte sie zu ihm: „Lieber Wächter, gehe zu dem Könige und sage ihm, seine arme Tochter möchte ihn nur noch ein einziges Mal sehen und sprechen; diese letzte Bitte möge er ihr nicht abschlagen.“ Der alte Wächter lief, so schnell ihn seine schwachen Beine tragen wollten, zu dem Könige, denn er hatte Mitleid mit dem armen Kinde. Als er aber die Bitte der Prinzessin vortrug, wurde der alte Herr sehr zornig. Er drohte, ihn selbst in den Turm werfen zu lassen, wenn er noch ein einziges Mal auch nur den Namen der Prinzessin wieder nennen würde. Erschrocken und traurig ging der Wächter zurück. — In der Nacht aber konnte der König keine rechte Ruhe finden. Sobald er ein wenig einschlief, träumte er von seiner unglücklichen Swanwithe. Da befahl er am Morgen, daß man sie zu ihm brächte. — Als Swanwithe nun vor den König trat, war sie bleich und abgezehrt. Ihre Kleider und Schuhe waren abgerissen, und sie stand fast nackt und barfuß vor ihrem Vater. Der wurde bei ihrem Anblick vor Jammer so blaß wie der Kalk an der Wand, aber er ließ sich nichts merken. Swanwithe neigte sich vor ihm und sprach: „Mein König und Herr! Wie eine große Sünderin, die auf das goldene Sonnenlicht keinen Anspruch mehr hat, hast du mich verstoßen und vor allem Lebendigen verwahrt und verschlossen. Ich beteuere aber vor dir und vor Gott, daß ich unschuldig leide, und daß es eitel Lüge ist, was der polnische Prinz von mir behauptet. Nun hat mir Gott einen Gedanken in mein Herz gegeben, wodurch ich meine Unschuld beweisen und dich und dein ganzes Reich wieder zu Ehren bringen kann. Du weißt, es geht die Sage, unter dem alten Schloßwalle in Garz liegt ein reicher Schatz ver-

graben. Dieser Schatz kann nur von einer unschuldigen Jungfrau gehoben werden. Sie muß nämlich in der Johannisnacht zwischen 12 und 1 Uhr nackt und einsam diesen Wall ersteigen und solange darauf rückwärts hin- und hergehen, bis sie an die Stelle kommt, wo die Tore und Treppen zur Schatzkammer verschüttet sind. Sobald sie diese Stelle mit ihren Füßen berührt, öffnen sich die Tore, und sie kann von all' den Kostbarkeiten mitnehmen, was ihr gefällt. Nun bitte ich herzlich, lieber Vater, laß mich die Probe machen und dir zeigen, daß ich deine unschuldige Tochter bin.“ Mehr konnte sie nicht sprechen, denn Schluchzen und Weinen ersticken ihre Stimme. Der König winkte Dienerinnen herbei, die trugen Swanwithe in ein Seitengewach, und der Wächter brachte ihr Speise und Trank. Er verkündete ihr auch die frohe Botschaft, daß der König ihr die nächtliche Fahrt erlaube. Als nun der Tag vor Johannis da war, ging sie zu ihrem Vater hinein, um ihm Lebewohl zu sagen. Der alte Herr neigte noch einmal seinen weißen Kopf über sie und weinte sehr; sie sank vor ihm hin, umfaßte seine Knie und weinte noch mehr. Dann ging sie hinaus und verkleidete sich so, daß niemand sie für eine Prinzessin halten konnte und trat die Reise an. Als es vom Garzer Kirchthurm eben 12 geschlagen hatte, betrat sie den Wall, entkleidete sich und tappte nun rückwärts hin und her. Sie war noch nicht lange geschritten, da tat sich die Erde unter ihren Füßen auf, und sie fiel haust hinunter. Sie kam in ein großes Gemach. Die Wände desselben waren von Marmor. Tausende von Lampen und Kerzen spiegelten sich in den diamantenen Spiegeln. Der ganze Fußboden war mit Gold- und Edelsteinen bestreut. In einer Ecke des Zimmers saß in einem goldenen Lehnstuhl ein altes graues Männchen. Das nickte Swanwithe freundlich zu, und sie erwiderte seinen Gruß mit der Hand, denn sprechen durfte sie nicht. Nach kurzer Zeit kam eine große Schar von Dienern und Dienerinnen. Die stellten sich in einer langen Reihe auf, als erwarteten sie die Befehle der Prinzessin. Swanwithe nahm Edelsteine und Diamanten und winkte den Dienern und Dienerinnen, ebenso zu tun. Da füllten sich diese denn die Taschen mit Gold und edlen Steinen. Nun schritt die Prinzessin der Treppe zu, und die Diener folgten. Schon hatte sie viele Stufen erstiegen und sah das dämmernde Morgenlicht und hörte schon den Lerchenfang und den Hahnenschrei, da wollte sie wissen, ob die Diener und Dienerinnen mit den Schätzen ihr auch folgten. Sie sah sich um, und was erblickte sie? Das alte graue Männchen verwandelte sich in einen großen schwarzen Hund, der mit feurigem Rachen und mit funkelnden Augen auf sie los sprang. Da entsetzte sie sich und rief: „O Herr Ze!“ — Als sie das gesagt hatte, schlug die Türe über ihr mit lautem Knalle zu. Die Treppe verfaul, und die Diener und Dienerinnen verschwanden. Alle Lichter in Saale erloschen, und sie war wieder unten am Boden und konnte nicht mehr heraus. — Als Swanwithe nicht wieder zurückkam, grämte sich ihr Vater sehr. Er lebte nur noch wenige Wochen, dann starb er. Viele hundert Jahre sind seitdem vergangen. Swanwithe sitzt noch heute da unten bei den Goldhausen und weint unaufhörlich. Wer sie erlösen will, muß es in der Johannisnacht ebenso machen wie sie. Wenn er dann in die Schatzkammer kommt, muß er sich 3 mal vor ihr neigen, ihr einen Kuß geben und sie bei der Hand still herausführen. Kein Wort darf er sprechen. Wer sie herausbringt,

wird mit ihr in Herrlichkeit und Freuden leben und so viele Schätze haben, daß er sich ein Königreich kaufen kann.



### Der Hertasee.

Nur wenige Minuten von Stubbenammer entfernt, liegt der Hertasee. Er ist etwa 200 Schritte lang und ebenso breit. Die Buchen strecken ihre Zweige weit über den See. Leider sind die großen, alten Buchen fast alle abgehauen. Nur eine sehr alte steht noch in der Nähe. Sie hat eine so große Krone, daß eine ganze Gesellschaft in ihrem Schatten tanzen könnte. Früher stand am Hertasee eine alte Burg und dicht dabei der Tempel der Göttin Herta. Herta war die Göttin der Fruchtbarkeit. Alle Jahre einmal fuhr sie in einem heiligen Wagen durch das Land. Den ganzen Wagen bedeckte ein geheimnisvoller Schleier. 20 weiße Kühe zogen den Wagen. Ihre langen Hörner trugen goldene Spitzen. Die Geschirre waren mit Blumen geschmückt. Schöne Jünglinge, rote Dornblüten im Haar, führten die Zugtiere. Den ganzen Zug leitete der Oberpriester, ein Greis mit silberweißem Bart und Haar. Überall, wo die Göttin erschien, feierte man Freudenfeste, denn sie brachte den Frühling mit. — War die Fahrt beendet, so kehrte sie in ihren Tempel zurück. Zuvor aber wurde der Wagen und das Bild der Göttin in dem See gewaschen. Das mußten Sklaven besorgen. Waren sie damit fertig, dann wurden sie im See ertränkt; denn jeder mußte sterben, wenn er die Göttin gesehen hatte, nur der Priester nicht. — Das Wasser im Hertasee galt lange Zeit als heilig. Niemand wagte es, aus dem See Wasser zu holen oder darin zu fischen. Heute freilich kehrt sich keiner mehr daran. Aber so ganz richtig ist es an dem See auch heute noch nicht. Wenn der Mond schön helle scheint, sieht man öfter eine Jungfrau von der Hertaburg kommen. Eine große Schar von Dienerinnen begleitet sie. Alle gehen nach dem See und baden sich. Man kann sie zwar nicht sehen, aber man hört, wie sie im Wasser plätschern. Nach einer Weile kommen sie wieder zurück. Alle sind in weiße Schleier gehüllt und verschwinden im Walde. Wer das sieht, muß sich sehr in acht nehmen. Mit Gewalt zieht es ihn nach dem Wasser, worin die Jungfrau gebadet hat. Und wenn er das Wasser berührt, ist er verloren, denn der See reißt ihn in die Tiefe.



### Die Steinprobe.

Zwischen den Buchen am Hertasee liegen an einer Stelle mehrere große Steine. Einige davon sollen Opfersteine gewesen sein. Der eine hat oben eine Rinne. Darin floß das Blut in eine untenstehende Schale. Der Göttin Herta wurden nämlich Menschen, meistens gefangene Feinde, geopfert. Mit dem Blut wurde der Altar im Tempel besprengt. Die Leichen wurden in dem See versenkt. — Das Opfern besorgten die Opferpriester. Neben den Priestern gab es aber auch Priesterinnen. Meistens waren es 12 junge Mädchen. Wenn sie Priesterin werden wollten, mußten sie schwören, daß sie der Göttin immer gehorchen, keinen Menschen, vor allem keinen Mann lieben oder gar küssen wollten. Sie mußten rein und kensch bleiben. — In einem Jahre war die Göttin sehr böse auf die



Menschen. Darum wuchs auf den Feldern nichts. Auch in den Wiesen war kein Gras. Die Äpfel und Birnen fielen von den Bäumen, ehe sie reif waren. Die Herden wurden krank. Überall war Noth und Jammer. — Da berief der Oberpriester alle Priester und Priesterinnen zu einem großen Veröhnungsfeste. In weißen Kleidern standen die jungen Mädchen im Tempel und sangen und beteten. Ringsum brannten Fackeln. Der Oberpriester opferte 2 Rinder und besprengte mit dem Blute den Altar. Dann betete er, die Göttin sollte doch wieder den Menschen gut sein und Acker und Gärten und Herden segnen. Aber die Göttin ließ sich nicht erbitten, und traurig schlichen alle von dem Opfer heim. — In der Nacht aber erschien die Göttin dem Oberpriester im Traum und sprach: „Unter den Priesterinnen hat eine ihren Schwur gebrochen. Alle Abend trifft sie sich mit einem jungen Ritter im Walde. Ehe das Vergehen nicht gesühnt ist, werde ich den Menschen nicht wieder freundlich gesinnt.“ — Am nächsten Morgen ließ der Oberpriester wieder alle Priesterinnen im Tempel versammeln. Er erzählte ihnen, was die Göttin ihm verkündet, und forderte die Übeltäterin auf, sich zu melden. Aber keine trat vor. Da kniete er nieder und betete: „Große Göttin, wir wollen die Schuld gern tilgen, aber wir wissen nicht, wer die Sünderin ist. Zeig' sie uns durch ein Wunder. Siehe, über diesen Stein hier vor deinem Tempel sollen alle barfuß gehen. Die Unschuldige laß frei darüber hinschreiten. Aber unter der Schuldigen laß den Stein weich werden, daß ihr Fuß sich drauf abdrückt!“ — Voller Angst mußten nun alle die Probe machen. Elfe gingen frei aus. Aber bei der jüngsten und schönsten war ein Abdruck ihres Fußes im Stein. Bleich und erschrocken bekannte sie jetzt, daß sie einen jungen Ritter so recht von Herzen lieb habe. — Da verfluchte sie der Oberpriester und sagte: „Zur Strafe für deinen falschen Schwur sollst du von dem höchsten Felsen in das Meer gestürzt werden.“ Die erzürnten Priesterinnen griffen zu und schleppten die Unglückliche durch den Wald bis an den Königsstuhl. So heißt die höchste Felsenspitze. Hoch wie ein Kirchturm ist sie, und tief unten da schäumen die Wellen vom wilden, wilden Meer. Hier stürzten sie das arme Weib hinab. Durch ein Wunder aber wurde es gerettet. Als es die Augen öffnete, lag es in den Armen seines Ritters, der mit ihm in seine ferne Heimat fuhr. Der Stein mit den Fußabdrücken aber liegt noch heute am Hertasee.



### Klaus Störtebeker.

Vor 5—600 Jahren sah es in unserm Vaterlande sehr traurig aus. Einen Kaiser gab es zwar, aber ihm gehorchte keiner. Jeder that, was er wollte, und wer die stärkste Faust hatte, der schaffte sich überall Recht. Die Ritter in ihren Burgen waren die Herren im Lande. Sie plünderten die Städte; sie raubten den Bauern das Vieh von der Weide und das Korn aus der Scheune. Sie lauerten im Walde dem Kaufmann auf und überfielen ihn; sie nahmen ihm alle seine Waren fort, sperrten ihn in den Hungerturm und ließen ihn nicht eher frei, als bis seine Verwandten teures Lösegeld für ihn bezahlten. — Wie heute, so hatten die Kaufleute in Stettin und Stralsund, Hamburg und Lübeck auch damals schon Schiffe, die über die Meere fuhrten. Das waren zwar keine eisernen

Dampfschiffe, sondern nur Segelschiffe von Holz. Die holten aus den fremden Ländern, was bei uns nicht wächst: Zimt, Pfeffer, Reis, Kaffee usw. Für diese Waren ließ sich ein schön Stück Geld einnehmen. Das wußten aber auch die Seeräuber. — In der Ostsee und in der Nordsee gab es damals eine Unmenge von Seeräubern. Sie nannten sich „Vitalienbrüder“, weil sie in einem Kriege der Stadt Stockholm heimlich Lebensmittel oder Viskualien zugebracht hatten. Damals waren sie noch keine Seeräuber gewesen. Bald aber fingen sie an, Handelsschiffe aufzugreifen. Die geraubten Schiffe schleppten sie an einen sicheren Platz und teilten alle Beute in gleiche Teile. Darum hießen sie auch „Byfedeeler“ (glite Deele = gleiche Teile.) — Ihre Anführer waren Göbbitte Michels und Klaus Störtebecker. Göbbitte Michels soll erst ein Knecht des Gutes Ruchswitz auf Fasmund gewesen sein. Er war so stark, daß er eine Eisenfette wie Bindfaden zerriß. Störtebecker hat früher einen andern Namen gehabt, den man aber nicht mehr weiß. Man weiß auch nicht, woher er stammt. Die einen sagen, er war ein Pommer, bei der Stadt Barth gebürtig. Die andern sagen, er war ein Hamburger Edelmann. In seiner Jugend hat er lustig gelebt, geschmaust und gezecht, bis er Hab und Gut verpraßt und nichts als Schulden hatte. Da ging er heimlich davon und wurde ein Seeräuber. — Göbbitte Michels nahm den neuen Kameraden gern auf. Als er gesehen hatte, wie tapfer und unerschrocken er war, machte er ihn zum Kapitän auf einem Räuberschiff. Und nicht lange hat's gedauert, da hat er ihn zum 2. Hauptmann gemacht. Weiß der neue Kamerad so un-menschlich trinken konnte, daß er die großen Becher immer in einem Zuge ohne abzusetzen hinunterstürzen konnte, und keiner seinen rechten Namen wußte, so nannte man ihn Störtebecker (störte = stürzen; Becker = Becher.) — Zu Michels und Störtebecker gehörten mehrere Hundert Räuber, lauter wilde Gefellen. Alle trugen an ihrer Kleidung dasselbe Abzeichen: den Galgen und das Rad. Sie wußten wohl, wenn sie gefangen wurden, kamen sie an den Galgen oder auf das Rad. Aber gefangen nehmen ließen sich die so leicht nicht. Lieber tot als gefangen. Die wildesten von allen waren aber die Räuberhauptleute. Die waren im Kampf immer voran, waren immer zuerst dazwischen. Die Räuber glaubten, ihre Hauptmänner wären hieb- und schußfest, kein Dolch oder Schwert, keine Armbrust, keine Büchse könne sie verwunden. — Vor diesen wilden Mordgesellen war bald kein Schiff mehr sicher. Sie befuhren jedes Meer, und von weitem sahen ihre Schiffe aus wie Handelsschiffe. Waren sie aber nahe genug heran, dann hielten sie ihre roten Segel, und nun holten sie das Kaufmannschiff bald ein. Große Steine schleuderten sie mit Maschinen nach dem Kauf-fahrer, Arkebusen und Haken donnerten hinüber. Waren sie ganz nahe, dann warfen sie die Enterhaken aus. Das waren fünfarmige Anker an kleinen Ketten; damit zogen sie das Schiff dicht heran, sprangen hinüber und hieben und stießen alles vor sich nieder. Voll Stolz nannten sie sich „der Dänen Verheerer, der Bremer Verteerer, der Holländer Krüz und Belenger, der Hamburger Bedrenger.“ Da haben denn die Kaufleute aus Stettin, Stralsund, Lübeck, Hamburg, Bremen und noch anderen Städten Kriegsschiffe angeschafft; die sollten die Seeräuber gefangen nehmen. Aber das war nicht so leicht, denn die hatten an der Ostsee viele Höhlen. Eine war in der Räuberkuhle am

Streckelsberge, eine andere bei Heringsdorf. Die Haupthöhle aber war auf Rügen. In den Kreidefelsen hatten sie sich eine große Halle gebaut. Aus dieser Halle führte ein langer unterirdischer Gang tief in die Kreidberge. Hier war auch eine so große Öffnung, daß die Räuberschiffe hineinfahren konnten. Wo das gewesen, ist heute nicht mehr zu sehen. Man jagt, es soll unter dem Waschstein gewesen sein. — Von hier aus machte Störtebecker seine Raubzüge. Eines Morgens lag im Hafen von Kammin ein schlankes Schiff. Keiner hatte es nahen sehen. Es mußte also wohl in der Nacht von der Ostsee gekommen sein. Neugierig standen die Kamminer am Ufer und schauten nach dem Schiff hinüber. Da wurden dort zwei Boote ins Wasser gelassen. Matrosen stiegen hinein und ruderten einen vornehmen Mann an's Land. „Führt mich zum Bürgermeister“, befahl der Fremde, und die Kamminer gehorchten, als wäre er ihr Fürst und Herzog. So stolz sah er auch aus, und seine Kleidung war ganz danach. Dem Bürgermeister erzählte er, daß er aus Spanien wäre. Sein Schiff habe unterwegs ein Leck gekriegt, das er hier ausbessern lassen wolle. Da Kammin so viele kostbare alte Sachen besitze, so möchte er sich die wohl mal ansehen. Gern zeigte der Bürgermeister dem fremden Herrn alle die goldenen Schätze, die Edelsteine und Reichthümer. Er nahm ihn auch zum Frühstück mit und stellte ihn seiner schönen Tochter vor. Der Fremde blieb bis zum Abend. Dann ging er nach dem Wasser, und das Boot brachte ihn wieder auf sein Schiff. — Ganz Kammin lag bald und schlief. Da wurde es auf dem Schiffe lebendig. Scharen von bewaffneten Männern kamen aus den Kajüten die Treppen herauf. Sie hörten die Befehle ihres Herrn, dann ging's in mehreren Booten wieder nach der Stadt. Dem Rathhaus galt der Besuch. Die alten Truhen und Kästen wurden geraubt, dazu des Bürgermeisters Tochterlein. Das Hülfgeschrei der Rathhausleute weckte die Bürger; aber sie kamen zu spät. Die Räuber waren schon wieder in ihren Booten. Und die Kamminer hatten genug zu tun, die angesteckten Häuser zu löschen. Das Schiff aber fuhr bis dicht an die Stadtmauer, und der stolze Fremde rief: „Ich grüße dich, Bürgermeister von Kammin; ich, der Störtebecker, nehme deine besten Schätze mit.“ — Störtebecker fuhr mit seiner Beute in die Höhle bei Heringsdorf. Hier sollte die schöne Bürgermeistertochter seine Braut werden. Die wollte aber von ihm nichts wissen und suchte zu fliehen. Darum sperrte er sie in einen Käfig von Ketten und Eisenstangen. Als er wieder einmal einen Räuberzug unternehmen wollte, ging er erst in ihren Käfig und sagte: „Komm', küsse mich, schöne Räuberbraut.“ Da riß sie ihm den Dolch aus dem Gürtel und stach ihn sich in's Herz. — Störtebecker hatte noch mehrere hübsche Mädchen geraubt. Eins hatte er in seiner großen Höhle auf Rügen, wo er alle seine geraubten Reichthümer und Schätze aufbewahrte. Das sieht noch da verzaubert in der Höhle und wartet auf den Bräutigam. Denn einmal kam Störtebecker nicht wieder zurück. Die Hamburger hatten ihn doch gefangen. — Als er ihnen wieder mehrere Schiffe fortgenommen hatte, fuhr ihre Flotte aus, ihn zu suchen. Sie fanden ihn nicht weit von Helgoland. Dort ankerten die Schiffe der Vitalienbrüder. Abgesondert von den andern lag der „rote Teufel“, das Admiralschiff Störtebeckers. Die Hamburger Kriegsschiffe gingen, weil es Abend war, auch vor Anker. — In der Nacht fuhr ein kleines Boot

von den Hamburgern ab. Die Matrosen, die drin saßen, flüsterten nicht mal. Alles war leichenstill. Die Riemen waren mit Zeug umwickelt, daß sie nicht klapperten. Leise schlich sich das Boot an das Admiralschiff. Lautlos suchte es nach dem Steuer zu kommen. Jetzt ist es da. Da gießt einer eine Kelle voll geschmolzenen Blei's in die Eisenröhre, worin sich das Steuer dreht. Danach machen sie sich ebenso still wieder auf den Rückweg. Keine Wache auf dem Räuberschiffe hat etwas gemerkt. — Am Morgen winden die Hamburger ihre Anker auf und greifen die Nykedeeler an. Ruhig liegt der „rote Teufel“ da, als fürchte er die Feinde nicht. Er läßt sie näher und näher kommen. Jetzt will er drehen, um die Hamburger von der Seite zu fassen. Doch, was ist das? Das Steuer sitzt fest wie eingefeilt und rückt und rührt sich nicht. Da ist der Schreck und die Aufregung unter den Räubern groß. Alle Hände greifen zu, um das Steuer herumzureißen. Vergeblich. Störtebeker merkt aber bald, woran es liegt und läßt einen großen Topf mit kochendem Öl in die Steueröhre gießen. Inzwischen aber sind die Hamburger ganz dicht herangekommen. Ihr vorderstes Schiff, „die bunte Kuh“, fährt gleich so gegen ein Piratenschiff, daß dasselbe zerbricht. Jetzt sind alle Schiffe im Kampf. Steine fliegen hinüber und herüber. Pfeile schwirren durch die Luft. Kugeln zischen. Entershaken werden geworfen. Schwerter und Dolche, Äxte und Beile wüten gegeneinander. Bald stürzt hier einer mit lautem Aufschrei über Bord, bald wird da einer ins Wasser gestossen. Tapfer kämpfen die Seeräuber, aber die Hamburger sind im Vorteil. Schon flieht ein Teil der Nykedeeler. Immer kleiner wird die Schar Störtebeckers. Aber sie wehren sich mit doppelten Kräften. Sie wissen ja, was ihnen bevorsteht, wenn sie gefangen werden. Doch alles ist umsonst. Endlich müssen sie sich ergeben. Störtebeker, sein Unterbefehlshaber Wichmann und 70 Mann fallen in die Hände der Hamburger und werden im Triumph in die Stadt gebracht, dazu alle eroberten Schiffe mit ihrer reichen Ladung von Tuch, Wachs, Baumwolle usw. — Die Hamburger machten mit den gefangenen Räubern kurzen Prozeß; sie wurden alle zum Tode verurteilt. Schon am nächsten Tage sollte die Hinrichtung sein. Störtebeker wollte sich gern loskaufen. Er bot den Hamburgern eine goldene Kette, so lang, daß sie um die ganze Stadt reichen sollte. Aber die ließen sich nicht drauf ein; sie wußten wohl, warum. — Am andern Tage wurden die 72 wilden Gefellen nach dem Richtplatze geführt. Immer zwei und zwei zwischen Soldaten. Auf dem Platze stand der Scharfrichter. Sein Schwert war bereit, allen die Köpfe abzufäbeln. Als erster kam Störtebeker an die Reihe. Da bat er: „Wenn ihr mir den Kopf abgeschlagen habt, laßt mich gehen. Diejenigen meiner Kameraden, an denen ich ohne Kopf vorüberkomme, laßt am Leben.“ Das wurde ihm versprochen. Dann schenkte man das Schwert hernieder, und der Kopf rollte ihm vor die Füße. Wirklich fing Störtebeker jetzt an zu gehen und kam noch an elf seiner Genossen vorüber. Dann strauchelte er und fiel tot hin. Den elfen schenkte man das Leben, alle andern aber wurden enthauptet. — Die Hamburger suchten nun im „roten Teufel“ nach verborgenen Schätzen. Aber sie fanden keine. Da wurde das Schiff abgewrackt und verkauft. Den Mast erstand ein armer Mann. Er wollte sich Brennholz davon machen. Als er ihn aber zerjagte, fand er ihn hohl und drin lauter ge-

schmolzenes Gold. — Im nächsten Jahre fingen die Hamburger auch den Böbke Michels und ließen auch ihn und alle seine Gefellen einen Kopf kürzer machen. — Die Jungfrau sitzt noch in der Höhle. Zuweilen kommt sie hervor und wäscht auf dem Washstein das Tuch, in welches ihre Tränen seit Jahrhunderten geflossen sind. Dann kehrt sie wieder in ihr Gefängnis zurück. Wer sie erlöst, erhält alle Schätze Störtebeckers.



### Von den sieben bunten Mäusen.

Vor langer, langer Zeit wohnte in Pudmin auf Rügen ein Bauer. Der hatte eine fromme Frau. Die betete fleißig und ging alle Sonntag und Festtage zur Kirche und gab den Armen gerne. — Die Frau hatte sieben Kinder, lauter kleine Mädchen. Das älteste war 12 und das jüngste 2 Jahre alt. Vater und Mutter hatten ihre Freude an ihnen und taten ihnen alles zu Liebe, was sie nur konnten. Sie kleideten sie alle gleich mit bunten Röschchen, Schürzen und roten Mützen. — Nun begab es sich einmal, daß ein hoher Festtag war. Ich glaube, es war der Charfreitag. Da ging die Bauerfrau mit ihrem Manne zur Kirche. Die Kinder mußten zuhause bleiben. Vater und Mutter ermahnten sie, hübsch artig zu sein. Die Kinder sagten, sie wollten gewiß folgsam sein. Da gingen Vater und Mutter fort. — Als die Kinder allein zuhause waren, ging es anfangs auch recht still und ruhig zu; die älteren nahmen die Bücher und lasen, und die kleinsten saßen still auf dem Boden und spielten. Bald aber gefiel ihnen ihr Spielzeug nicht mehr, und sie guckten sich in der Stube nach anderem um. Da rief eins: „O seht, seht! was ist das für ein schöner weißer Beutel hinter dem Ofen!“ Gleich sprangen sie alle auf und liefen hin. Und sie flüstereten und fragten eins das andere, was wohl darin sein könnte. Endlich riß eins den Beutel vom Nagel, und wie er auf den Boden fiel, rollten Apfel und Nüsse heraus. Flugs griffen die Kleinen zu und wollten alles wieder einsammeln. Aber sie vergaßen es und steckten die Apfel und Nusskerne in den Mund, und wo 14 Hände zulangen und 7 Mäuler tauen, da ist so ein Beutel voll bald verzehrt. — Als nun die Eltern zur Mittagszeit nach Hause zurückkehrten, sah die Mutter die Nusschalen auf dem Boden liegen. Sie schaute nach dem Beutel und fand ihn nicht. Da wurde sie ärgerlich und schalt die Kinder: „O, ihr kleinen Spitzbuben und Naschmäuse, ich wollt, daß ihr alle zu Mäusen würdet.“ — Kaum hatte die Frau das schlimme Wort aus ihrem Munde gehen lassen, so waren alle die sieben niedlichen Kinderchen weg, als hätte sie ein Wind weggeblasen. Dafür aber liefen sieben bunte Mäuse mit roten Köpfchen in der Stube herum. Und als der Knecht hereinkam und die Türe offen stand, sprangen die Mäuse hinaus und liefen über den Hausflur auf den Hof. Von da ging's die Dorfstraße entlang, dem Felde zu, immer weiter, immer weiter. Als die Frau das sah, stürzte sie ihnen außer Atem nach und konnte weder schreien noch weinen und wußte nicht mehr, was sie tat. So liefen die Mäuse über das Feld hin und kamen zuletzt in einen kleinen Busch. In demselben standen einige hohe Eichen um einen spiegelhellen Teich. Und als sie an den Teich kamen, da standen sie alle sieben still und guckten sich um. Die Bauerfrau war jetzt dicht bei ihnen. Sie sahen sie so recht traurig an, als wenn sie ihr Lebewohl

sagen wollten. Dann aber sprangen alle zugleich ins Wasser und gingen sofort unter. Es war aber heller Mittag, als dies geschah. Und die Mutter blieb stehen, wo sie stand, und rührte keine Hand und keinen Fuß mehr; sie war zu einem Stein geworden. Und der Stein liegt noch da, und die Gegend, wo er liegt, heißt noch heute der Mäusewinkel. Die Leute sagen: Nachts um 12 Uhr, wenn alles schläft und still ist und die Geister rundwandeln, da kommen die sieben bunten Mäuse aus dem Wasser heraus und tanzen eine ganze Stunde um den Stein herum. Das ist die einzige Zeit, wo die Kinder und ihre Mutter sich verstehen können. So tanzen sie nun schon tausend Jahre und länger um den Stein und werden weiter tanzen, bis sie einmal erlöst werden. Wer weiß, wann das geschehen mag!



### Rattenkönig Birlibi.

In dem Dorfe Alten Camp, das zwischen Garz und Butbus liegt, lebte einmal ein reicher Bauer, Hans Burwig geheißten. Das war ein ordentlicher, kluger Mann, fleißig und geschickt zur Arbeit. Alles, was er anfing, glückte ihm und brachte er zu gutem Ende. Er hatte 16 Kühe, 40 Schafe und 8 Pferde im Stall und 2 Füllen in der Koppel. Die waren so glatt wie Aale und so mutig und feurig, daß sie ihm jeder gern abkaufte, wenn er auch einen hohen Preis forderte. Er hatte 6 hübsche Kinder, Söhne und Töchter, und es ging ihm so wohl, daß ihn die Leute meistens den reichen Bauer zu Alten Camp nannten. Hans Burwig war auch ein vorzüglicher Jäger. Am liebsten ging er des Nachts den Füchsen und Marbern nach. Da hat er denn im Dunkeln und beim Mondensichte manche Dinge gesehen und gehört, von denen sich kein Mensch was träumen ließ. Auch den Rattenkönig Birlibi hat er da kennen gelernt. Hans Burwig hatte in seiner Jugend oft von einem Rattenkönige erzählen hören, der eine goldene Krone auf dem Kopfe trage und über alle Wiesel, Hamster, Ratten, Mäuse und andere Tiere herrsche und ein gewaltiger Waldkönig sei, aber er hatte nie dran glauben wollen. Manches liebe Jahr war er auch im Walde auf Fuchs- und Marberfang und Vogelstellerei gegangen und hatte vom Rattenkönig nicht das mindeste gesehen und gehört. Aber da mochte der Rattenkönig wohl in einer andern Gegend sein Wesen getrieben haben; denn er hat viele Schlösser in allen Ländern unter den Bergen und zieht jedes Jahr auf ein anderes Schloß. Da lebt er mit seinen Hofherrn und Hofdamen alle Tage herrlich und in Freuden. Aber glaube nur nicht, daß dieser Rattenkönig und seine Freunde Nüsse und Weizenkörner und Milch an ihren Schnabel bringen. Nein, Zucker und Marzipan ist ihr tägliches Essen, und süßer Wein ist ihr Getränk, sie leben besser als König Salomo. — Nun ging Hans Burwig wieder einmal um Mitternacht in den Wald auf die Fuchslauer. Da hörte er aus der Ferne ein vielstimmiges kreischendes Getöse und immer klang mit heller Stimme heraus: Birlibi! Birlibi! Da dachte er: „Willst mal hingehn und sehn, was da los ist“. Denn er war ein beherzter Mann, der auch in der stockfinstern Nacht keine Furcht kannte. Er war schon auf dem Sprunge zu gehen, da fiel ihm der alte Spruch ein: „Bleib' weg, wo du nichts zu tun hast, so behälst du deine Nase,“ und er ging nach Hause. In der nächsten

Nacht ging es wieder so, auch in der dritten. Am nächsten Abende bat ihn seine Frau, er möge diese Nacht nicht in den Wald gehen, es sei die Walpurgisnacht. Da sei es nicht geheuer; alle Hexen und Wettermacher seien auf den Beinen, die ganze Hölle wäre losgelassen und mancher Christenmensch schon zu Schaden gekommen. Sie habe schon an alle Fensterläden und Türen drei Kreuze gemacht. Aber Hans Burwitz hat sie ausgelacht und ist wieder in den Wald gegangen, als die andern zu Bett waren. — Anfangs war es diese Nacht im Walde ebenso wie die vorigen Nächte, es toste, lärmte und pfiß, und das Birlibi klang hell darunter. Aber als es Witternacht ward und die Glocke zwölf geschlagen hatte, da kam ein Birlibi aus dem Walde, daß ihm die Haare auf dem Kopf triebelten und sausten, und er davon laufen wollte. Allein er konnte nicht von der Stelle. Rings um ihn war eine Musik von Trommeln, Pauken, Pfeifen und Trompeten, und es war so hell im Walde, als ob viele tausend Lampen und Kerzen angezündet wären. Alle Bäume schienen zu sausen, alle Büsche zu pfeifen, alle Felsen und Steine zu springen und zu tanzen, und um ihn her da winnelte es von Füchsen, Warden, Zliffen, Wieseln, Siebenschläfern, Marmelotieren, Hamstern, Ratten und Mäusen, als ob sie aus der ganzen Welt hier zusammengekommen wären. Alle standen auf den Hinterfüßen. Mit den Vorderfüßen trugen sie grüne Birkenzweige und jubelten, kreischten, pfißen und zischten jeder auf seine Weise. In den Lüften ging es ebenso wild her. Da flogen Eulen und Krähen und Käuze, Uhu und Fledermäuse bunt durcheinander. Als Hans erschrocken und erstaunt sich mitten in dem Getümmel und Gewimmel befand und nicht aus noch ein wußte, siehe, da leuchtete es plötzlich hell auf, und nun sangen viele tausend Stimmen zugleich: „Macht auf! macht auf! macht auf die Pforten und waltet her von allen Orten, geladen seid ihr all zugleich: der König ziehet durch sein Reich. Ich bin der große Rattenkönig! Komm' her zu mir, hast du zu wenig. Von Gold und Silber ist mein Haus, das Gold meß' ich mit Schesseln aus!“ Und dann kam der Rattenkönig einhergezogen. Er war ungeheuer groß, wie ein Mastochse. Er saß auf einem goldenen Wagen und hatte eine goldene Krone auf dem Haupte und ein goldenes Scepter in der Hand. Neben ihm saß seine Königin und hatte auch eine goldene Krone auf. Und sie hatten ihre langen, fahlen Schwänze hinter sich zusammen verschlungen und spielten damit. Der Wagen, worin sie saßen, wurde von 6 magern Wölfen gezogen, die ihre Rachen weit aufsperrten. Zwei lange Kater standen als Leibdiener hinten auf und hielten brennende Fackeln und miauten entsetzlich. Es gingen auch 12 geschwinde Trommelschläger dem Wagen voran. Das waren Hasen. — Hans war schon bange genug gewesen. Jetzt aber, als er den Rattenkönig und die Rattenkönigin und die Wölfe und Kater und Hasen sah, da schauderte ihm die Haut auf dem ganzen Leibe, und er versuchte zu fliehen. Aber der Zug brauste immer frisch fort durch den Wald, und Hans mußte mit. So ging es, bis sie an das Ende des Waldes kamen. Da war ein offenes Feld. Hier hielten viele hundert Wagen, die mit Speck und Fleisch und Korn, Rüssen und anderen Schwären beladen waren. Viele Bauern waren beschäftigt, Korn, Speck, Schinken, Mettwürste und was sie sonst noch geladen hatten, in den Wald zu tragen. Die riefen Hans Burwitz zu: „Komm', hilf tragen!“

Hans war so verwirrt, daß er nicht wußte, was er tat. Darum ging er hin und half tragen. Und es kam ihm so vor, als wären unter den Bauern manche Bekannte aus Nachbarbüchern. Die aber taten so, als ob sie den Hans nicht kannten; denn sie schämten sich, weil sie dem Rattenkönige gehorftam sein mußten. Sie mußten nämlich alle Jahre in der Walpurgisnacht alles das in den Wald fahren, was des Rattenkönigs Diebsvolf aus allen Orten der Welt zusammengestohlen hatte. Und Hans kam nun auch ganz unschuldig dazu. Sowie aber die Säcke und das andere in den Wald getragen wurde, war das ganze Diebsgesindel darüber her, und es ging gripps! grapps! rapps! rapps! hast du nicht gesehen. Jeder griff zu und schleppte seinen Teil fort, so viel er konnte. Als alle Wagen abgeladen waren, da kamen wohl hundert große Ratten und gossen Gold aus Scheffeln auf das Feld und sangen dazu: „Hände her! Mützen her! Wer will mehr? wer will mehr? Lustig, lustig, heut' geht's toll, lustig! Hände und Mützen voll.“ Da sprangen die Bauern herbei, und jeder raffte so viel auf von dem roten Golde, als er fassen konnte. Auch Hans war nicht faul und griff rüstig zu. Als sie noch alle gar emsig bei der Arbeit waren, da krähte der Hahn, und in einem Hui war alles verschwunden, und Hans stand ganz allein im Walde. Er rieb sich die Augen und ging mit schwerem Herzen nach Hause. Er hatte aber auch schwere Taschen und schönes rotes Gold darin. Seine Frau war schon voller Angst und Sorgen längst auf den Beinen, als er nach Hause kam; aber soviel sie auch fragte, Hans sagte ihr kein Sterbenswörtchen. Als er allein war, zählte er seine Goldstücke und schloß sie in einen Kasten. In den nächsten Monaten ging er gar nicht in den Wald. Er hatte ein heimliches Grauen davor. Mit der Zeit aber vergaß er die Walpurgisnacht und ging wieder alle Abend auf seinen Fuchs- und Wardenfang. Von dem Rattenkönig sah und hörte er nichts mehr und dachte zuletzt gar nicht mehr daran. Aber als es gegen den Frühling ging, veränderte sich alles. Er hörte zuweilen wieder das Birlibi klingen. Dann aber lief er geschwind nach Hause. Aber er fand auch zu Hause keine Ruhe. Im Traume sah er den Rattenkönig. Der flüsterte ihm zu: „Du kommst doch wieder zur Walpurgisnacht, Hans Burwig, und hilfst Säcke tragen und holst dir deine Taschen voll Gold?“ Wenn Hans dann des Morgens erwachte, nahm er sich fest vor, nicht zur Walpurgisnacht zu gehen. Aber es ging ihm, wie es andern Leuten auch gegangen ist. Das alte Sprichwort sollte an ihm auch wahr werden: Wen der Teufel erst an einem Faden hat, den führt er auch bald am Strick. Ob sich Hans Burwig am Walpurgisabend auch zu Bett legte, er konnte doch nicht einschlafen. Die Wagen mit den Säcken, die Bauern und die großen Ratten, die das Geld aus Scheffeln auf den Boden schütteten, fielen ihm immer wieder ein. Er konnte es nicht länger aushalten, heimlich stand er auf, schlich sich aus dem Hause und lief in den Wald. Da ging es wieder so zu wie vor einem Jahre. Hans hatte sich ein Säckchen mitgenommen und brachte es mit Gold gefüllt wieder nach Hause. Nun, dächte ihm, habe er des Goldes genug, und er tat einen Schwur, er wolle nie wieder eine solche Nacht mitfeiern. Und er hat den Schwur gehalten. So oft ihm auch von dem Rattenkönige und seinem Golde träumte, so oft besiegte er den Versuchter durch fleißiges Beten. So war manches Jahr vergangen, und Hans war ein sehr reicher



Mann. Er hatte sich für seine Goldstücke Güter gekauft und lebte wie ein Edelmann. Allein der Böse lauerte nur auf eine Gelegenheit, den ungetreuen Hans zu bestrafen. So lange Hans fromm blieb, konnte er ihm nichts anhaben. Als Hans Burwig aber immer wieder an das Goldsammeln dachte, darüber sein Gebet vergaß und statt dessen fluchte und tobte, da hatte ihn der Böse in seiner Gewalt. Seit dieser Zeit hatte er kein Glück mehr. Seine Wirtschaft ging von Tag zu Tag zurück. Seine schlimmsten Feinde aber waren Bircibi's Gesindel. Die Mäuse fraßen ihm das Korn im Felde und in der Scheune. Die Wiesel, Ratten und Marder holten ihm die Hühner, Enten und Tauben fort. Füchse und Wölfe raubten ihm Lämmer, Schafe und Füllen. In wenig Jahren war Hans um Güter und Höfe, um Pferde und Rinder, Schafe und Kälber gekommen. Als armer Mann ging er mit Weib und Kindern von Haus und Hof und hat sich in seinen alten Tagen als Tagelöhner ernähren müssen.



### Wie die Insel Hiddensee entstand.

Westlich von der großen Insel Rügen liegt das kleine Hiddensee. Es ist ein schmales, flaches Stück Land. Früher soll es mit Rügen zusammengehungen haben. Durch das Wasser aber ist es losgerissen worden. Die Sage erzählt das so: Es war einmal recht häßliches Wetter an einem Novemberabend. Der kalte Wind blies über die leeren Felder und durch die nackten Bäume. Er segte durch die Straßen und rüttelte und riß an den Dächern der Häuser und Scheunen. Bald prasselte ein Hagelschauer hernieder, bald fielen dicke Schneeflocken. Es war so richtiges Wetter zum Sitzen am warmen Ofen. — An diesem Abende kam ein alter Mönch müde und hungrig in ein Dörflein auf der Insel Rügen. Reich waren die Bewohner desselben nicht. Das sah man ihren Lehmhütten und den Strohdächern an. Und hätten nicht so schwere Steine draufgelegt, der Wind hätte die Dächer längst mit fortgerissen. — Nur ein Häuslein sah besser aus. Es lag vor dem Winde geschützt in einem Tafe, weit ab von den andern. Es hatte heile Wände und ein festes Dach. Hier wohnte Mutter Hiddén. Sie war eine Witwe. Ihr Mann war Lotse gewesen. Er hatte feines Geld verdient, wenn er die Schiffe von dem Meer in den Hafen holte. Nun war er lange tot. Aber sein Geld und seine Schätze lagen verschlossen in Kasten und Kisten. — Mutter Hiddén war sehr geizig und hartherzig. Sie gab keinem etwas von ihrem Gelde, nicht einmal ihrem Sohne. Und sie hatte doch nur einen. Aber mit dem war sie böse. Schon seit Jahren hatte sie sich nicht mehr um ihn gekümmert. Er hatte sich nämlich, als er groß geworden war, eine Braut angeschafft. Die war ein hübsches, fleißiges, gutes Mädchen; es war jedoch arm. Ein armes Mädchen wollte aber Mutter Hiddén nicht zur Schwiegertochter haben. Ihr Sohn sollte eine reiche Frau heiraten. Aber der blieb seiner armen Braut treu und nahm sie zur Frau. Seitdem war seine Mutter mit ihm feind. — Die jungen Leute mußten sich tüchtig quälen, allein sie arbeiteten gern. Soviel sie zum Leben brauchten, verdiente der Mann mit seiner Fischerei. Und wenn er fischte, war die Frau zu Hause fleißig, nähte für die Kinder, strickte Strümpfe oder stopfte die Löcher im Neg.

Ihre Wohnung war nur klein und ärmlich, aber sie lebten glücklich und zufrieden. — In diesem ungemüthlichen Novemberabend saß Mutter Hiddén in ihrer warmen Stube und spann. Das Spinnrad surrte und schnurrte, und eine Spule nach der andern wurde voll Garn. Da klopfte es an ihre Thür. Sie tat aber so, als hörte sie nichts. Denn sie wußte wohl, Nachbarn kamen zu ihr nicht. Das konnte nur ein Bettler sein. Als es wieder klopfte, ging sie hin und machte auf. Da stand ein alter Mönch da, ganz barfuß und im bloßen Kopf. Er bat, Frau Hiddén möchte ihn hineinflassen und ihm bei dem greulichen Wetter Nachtquartier und etwas zu essen geben. Aber da kam er schön an. Sie schlug ihm die Thür vor der Nase zu und brummte, sie brauche ihr bißchen Brot allein. Damit ließ sie ihn stehen. — Betrübt ging der arme Mönch weiter. Alle Häuser im Dorf waren schon dunkel, die meisten Leute schliefen schon. Nur aus dem letzten Hause leuchtete noch ein Licht. Er trat an's Fenster und sah in eine ärmliche Stube. Ein paar Torfstohlen glimmten noch im Ofen. In einer Ecke schliefen auf einem ärmlichen Lager mehrere Kinder. Am Tische saß eine junge Frau und sticht eifrig ein Netz. Der Mönch klopfte an. Gleich machte die junge Frau auf. Als sie den alten Mönch sah, bat sie ihn, doch einzutreten. Sie trocknete seine nassen Kleider am Ofen und kochte ihm eine warme Suppe. Dann machte sie ihm ein Lager von Binzen und Schilf. Dabei erzählte sie ihm, daß ihr Mann auf dem Meere zum Fischen sei und wie sie arm, aber glücklich wären, wenn die reiche Schwiegermutter auch böse sei. Dann schlief der Mönch ein. — Am andern Morgen stand seine warme Suppe schon wieder bereit. Die Frau war aber ganz traurig, denn ihr Mann war noch nicht nach Hause gekommen. Nun war sie voll Angst und Sorgen, ob er nicht gar in dem schrecklichen Wetter ertrunken wäre. Aber der Mönch tröstete sie und redete ihr gut zu. Und ehe er wegging, sagte er: „Gebt acht, liebe Frau, die Arbeit, die ihr heute zuerst vornehmt, die wird euch den ganzen Tag gelingen.“ Damit war er fort. — Nun saß die Frau mit ihren Sorgen allein. Ihre Kinder schliefen noch. Sie mußte immer an ihren Mann denken. Wenn er doch erst da wäre! Wie wollte sie ihm alles bereit stellen. Aber jetzt lohnte es sich noch nicht. Was sollte sie bis dahin beginnen? Da fiel ihr ein, daß sie ihrem Kleinsten ein Hemdchen nähen mußte. Sie ging an den Schrank und nahm eine dünne Rolle Leinwand heraus. Dann holte sie das Maß und wollte nachsehen, wieviel nachher noch übrig bleiben würde. Nun fing sie an zu messen: 1 m, 2 m, 3 m, 10 m, . . . . 20 m, . . . . 100 m usw. Und sie maß und maß. Bald lag der ganze Tisch voll. Vom Tisch fiel die Leinwand herunter in die Stube. Sie maß, und die Stube wurde voll. Sie ging vor die Thür und maß immer weiter. Und als ihr Mann kam, da hatte sie einen Berg Leinwand dazuliegen, höher als ihr Haus. Und was für Leinwand! So weiß wie Schnee und so fein wie Seide. Als die Leute nachher diese feine Leinwand sahen, kauften sie davon, und die armen Fischerleute kamen ans aller Noth. — Mutter Hiddén hörte auch davon, daß ihre Kinder reich geworden wären. Wie ärgerte sie sich aber, als sie erfuhr, daß der Mönch sie so reich gemacht habe. Sie hätte sich mögen alle Haare ausreißen, daß sie so dumm gewesen war. Nun saß sie immer und grübelte, wie sie es wohl anfangen müßte, um auch solch Glück zu

haben. Ach, wenn der Mönch doch wiederkommen möchte! Ei, da ſie ihr ein, ſie könnte den Mönch ja auffuchen. Sie machte ſich auf und ſuchte in der ganzen Gegend. Sie ſuchte und ſuchte. Endlich, eines Abends fand ſie ihn. Nun redete ſie recht freundlich zu dem alten Manne. Sie bat, er möge doch nicht böſe ſein. Sie habe neulich Kopſſchmerzen gehabt, und darum ſei ſie ſo grob geweſen. Nachher wäre ihr das gleich leid geworden, aber wie ſie wieder aus der Thür geſehen habe, ſei keiner mehr da geweſen. Er ſolle doch mitkommen und dieſe Nacht in ihrem Hauſe bleiben. — Der alte Mönch ging auch mit. Hei! wie wurde er heute aufgenommen! Er bekam ein feines Abendbrot und mußte in Frau Hiddens Bett ſchlafen. Sie ſelber lag auf einer Streu in der engen Kammer. Am Morgen ſtand wieder ein leckeres Frühſtück da. Als er geſeſſen und getrunken hatte, ging er fort und ſagte gerade ſo wie zu der jungen Frau. Voll Freude rief ſich Frau Hiddens die Hände. Ha! Jetzt wollte ſie anfangen, ihr Geld zu zählen, den Tiſch voll, die Stube voll, das ganze Haus, den Hof, den Stall voll und immer noch mehr. Wie ſie grade anfangen wollte, hörte ſie ihre Kuh ſo jämmerlich brüllen. Ach ja, die hatte ja geſtern den ganzen Tag kein Futter gekriegt. Aber jetzt war keine Zeit dazu. Na, einen Eimer Waſſer wollte ſie ihr raſch hintragen, dann wollte ſie aber Geld zählen. Schnell griff ſie den Eimer und lief nach der Pumpe auf dem Hofe. Bald war der Eimer voll, und ſie wollte aufhören. Aber ſie konnte die Hände nicht losbekommen. Sie mußte immerzu pumpen. Da lief das Waſſer aus dem Eimer auf den Hof, immer mehr, immer mehr. Schon ſtand die Frau bis an die Kniee im Waſſer. Sie rief um Hilfe, aber keiner hörte ſie. Immer höher ſtieg das Waſſer. Jetzt lief es in den Stall. Da riß ſich die Kuh los und nahm Reißhaus. Nun ſtrömte es in das Haus. Da ſpülten die Wände aus, und die Spinde, Kiſten und Kaſten ſchwammen fort. Die Alte ſtand ſchon bis an den Hals im Waſſer, das wie ein breiter Strom zum Meere floß. Nun kamen die Leute aus dem Dorfe und wollten helfen. Aber keiner konnte herau. Immer größer wurde das Waſſer. Da ging die Sonne unter, und das Waſſer hörte auf zu ſtrömen. Jetzt kamen die Fiſcher mit einem Rahne und holten die halbtoote Alte fort. Sie brachten ſie zu ihrem Sohne. Der nahm ſeine arme Mutter freundlich auf. Auch die Schwiegertochter tat ihr gut, ſo lange ſie lebte. — Zwischen Nügen und Hiddensee war aber jetzt ein großer See.



### Das Bernsteinſchloß.

Das iſt nun ſchon lange, lange her. Da wohnte tief unten auf dem Grunde des Meeres die Meerkönigin in einem prächtigen Schloße. Es war ganz aus klarem, durchſichtigen Bernſtein erbaut. Und wenn die Sonnenſtrahlen durch das Waſſer drangen und auf das Schloß fielen, dann leuchtete und bligte es im Waſſer wie von lauter Gold. — Die Meerkönigin hatte viele Nixen. Sie waren halb Fiſch und halb Menſch. Statt der Füße hatten ſie einen langen, ſchuppigen Fiſchſchwanz. Aber ihre Geſichter waren ſchön, und ihre langen Haare glänzten wie Goldfäden am Weihnachtsbaum. Meißt trugen ſie einen Kranz von Seeroseſen im Haar. — Die Nixen oder Nymphen kamen gern an die Oberfläche des Waſſers.

Sie konnten sich da, spielten miteinander und fangen schöne Vieder. Wenn ein Fischer oder ein einsamer Wanderer am Strande war, lockten sie ihn in das Wasser. Er konnte ihrem Gefange nicht widerstehen, immer weiter lockten sie ihn, immer tiefer ging er hinein, bis er ertrunken war. — Einmal, an einem schönen klaren Sonntage sah ein Fischer — er war ein Sonntagskind — das Bernsteinischloß mit all seiner Herrlichkeit auf dem Meeresgrunde stehen. Und drin saß die Königin. Ach, war die schön! Der Fischer konnte sich gar nicht satt sehen. — Aber der Königin gefiel der Fischer auch mit seinen blonden Locken, den frischen, roten Backen und den blauen Augen. Er war stark und groß. Und wenn er ruderte, mußten ihm auch die Wellen gehorchen. — Es hat indes nicht lange gedauert, da war Schloß und Königin verschwunden. Der Fischer suchte noch lange darnach, aber er konnte es nicht wiederfinden. So oft er auch nach der Stelle fuhr, immer war sein Suchen vergebens. Da fuhr er einst an das Land, legte sich lang in den weichen Dünenstrand und träumte. Mit einem Male saß die Meerkönigin neben ihm, und im Wasser sangen und spielten die Nixen. Da nahm er die schöne Königin in seine Arme und küßte sie immer wieder. So herzten sie sich, bis die Sonne unterging. Da tauchte die Meerkönigin wieder hinab in ihr Reich. — Am nächsten Tage trafen sie sich wieder an derselben Stelle, und noch manchen Abend saßen sie so kosend am Strande. Wie sie einst wieder Arm in Arm dasaßen, tauchte der oberste der Meerergötter mit zornfunkelndem Blick auf. Augstlich schreiend verschwand die Meerkönigin in den Fluten. Der Gott aber donnerte ihr nach: „Du Ehrlose, wie konntest du dich in ein elendes Menschenkind verlieben. Du kommst hinfort nicht mehr bei uns Göttern bleiben. Tief unten auf dem Meeresgrunde sollst du fortan verbannt bleiben und nie mehr an die Oberfläche kommen. Dein Schloß aber zerschmettere ich in Millionen Trümmer!“ — Wie er das gesagt hatte, fuhr ein gewaltiger Blitz in das Wasser. Hochauf spritzten die Wellen. Dann war alles still. Seit jener Zeit ist das Bernsteinischloß verschwunden. Aber wenn man an Strande sucht, findet man viele kleine Stückchen durchsichtigen Bernsteins.



### Vineta.

Es war eine stille, klare Märznacht. Der Mond schien so hell und freundlich, als wüßte er, daß morgen Ostern ist. Die Leute in dem Dorfe Roserow auf der Insel Usedom schliefen. Nur hier und da ging einer still aus dem Hause, um Osterwasser zu holen. Heute will man nichts mehr vom Osterwasser wissen. Aber früher, da mußte in jedem Hause Osterwasser sein; denn wer sich damit wusch, der bekam keine Sommerprossen, keine Zahnschmerzen und keinen Ausschlag. Und wer es trank, der brauchte sich vor Fieber und anderen Krankheiten nicht zu fürchten. Aber es mußte auch richtiges Osterwasser sein. Das kann man nur in der Nacht vor Ostern aus einem Bach, Fluß oder sonst einem fließenden Wasser holen. Doch darf die Sonne noch nicht aufgegangen sein. Stillschweigend muß man aus dem Hause gehn, schweigend muß man das Wasser schöpfen und ebenso schweigend es nach Hause tragen. Dann hat man aber auch rechtes Osterwasser. — Ein Fischer aus Roserow machte sich auch darnach auf den Weg. Er mußte über einen Berg gehen.

Vom Berge konnte er auf das Meer sehen. Dies Meer, es heißt auch die Ostsee, kannte er von seiner Kindheit an. Wie oft hatte er als kleiner Junge im Sande gebuddelt oder war mit aufgetrempelten Hosen hineingewatet. Wie oft war er, als er groß geworden, mit den anderen Fischern hinausgefahren, Fische zu fangen. Er kannte es, wenn es ganz still war, und auch, wenn seine Wellen haushoch waren und so brüllten, als ob es donnerte. Aber so schön hatte er es noch nie gesehen. Ganz still und ruhig war die See. Er hörte gar kein Rauschen. Und der Mond schien so wunderschön auf das Wasser, daß es aussah, wie ein ganz großer, blanker Spiegel. Und mit einem Male, da — da wuchs ein Kirchturm aus dem Wasser, hoch und schlank bis in die Wolken. Da noch einer und wieder einer und immer mehr, wohl 10—20. Nun kamen Häuser hervor, alle schön gebaut mit spitzen Dächern und vielen Türmchen. Auch Säulen von weißem und farbigem Marmor waren an den Häusern. Alle Giebel waren bunt bemalt. Vor den Häusern lagen Gärten. Ach, wie prächtige Blumen blühten auf dem grünen Rasen! Unter den Bäumen standen Marmorfiguren und große Vasen aus Bronze und Stein. Die Straßen waren bunt gepflastert. Da war auch ein großer, großer Hafen mit stolzen Schiffen und wundervollen Brücken. Zuletzt schwebte da eine ganze Stadt. Rings um die Stadt war eine Mauer, hoch und breit, und Tore waren drin, ganz aus Gold. Und die Tore waren weit auf. Man konnte in die Häuser hineinsehen. O, wie feierlich war alles! Die Möbel so blank poliert! An den Wänden hingen die schönsten Bilder. Auf den Tischen stand das feinste Silbergeschirr. Die Kinder spielten mit großen silbernen Talern wie bei uns mit Kieselsteinen. Jetzt waren auch große Leute zu sehen. Wie verschieden die angezogen gingen! Einige hatten Pelze und lange Mäntel wie die Russen, andere einen Turban auf dem Kopfe und Kleider an wie die Türken; noch andere trugen keine Kopfbedeckung, sie hatten ein großes Tuch als Mantel über die Schulter geschlagen, kurz, man sah, daß es Leute aus allerlei Völkern waren. Und um jenen die Glocken an zu läuten. Wie das klang! Aber das war kein Wunder, wenn so hundert Glocken klingen, und alle von Silber sind. — Dann wurde es still, und Kirchen und Häuser und Stadtmauern, alles war verschwunden. Der Fischer stand und rieb sich die Augen, aber es war nichts mehr zu sehen. Doch nun glaubte er, was ihm die alten Leute im Dorf so oft erzählt hatten: Vor vielen tausend Jahren stand daselbst eine große Stadt. Sie hieß Vineta. Darin wohnten Leute aus allerlei Völkern, Griechen, Wenden und Sachsen u. a. Die Leute waren sehr reich, und ihre Schiffe brachten alle Tage neue Reichthümer. Davon bauten sie die Stadt immer schöner. Zum Häuserbau nahmen sie Marmor. Die Stadttore ließen sie aus Gold, ihre Glocken aus Silber machen. Sie aßen von silbernen Tellern und tranken aus goldenen Bechern. Ihre Kinder hatten silbernes Spielzeug. Weil's ihnen so gut ging, wurden sie übermütig. Sie vergaßen den, der ihnen Glück und Reichthum gab. Mochten die Glocken läuten, so viel und so lange sie wollten, die Leute gingen nicht zur Kirche. Sie hatten keine Zeit. Bald mußten sie bei guten Bekannten schmausen, bald war ein Ball, bald ein Konzert oder Theater. So lebten sie alle Tage herrlich und in Freuden. An den lieben Gott dachte keiner. Wieder war einmal der Charfreitag gekommen, an

dem alle Christen zur Kirche gehen und trauern über den Tod des Herrn Jesu. In Vineta aber blieben die Kirchen leer. Die Leute schliefen sich aus oder gingen zum Vergnügen. Da ergrimte der liebe Gott über die gottlose Stadt, und er beschloß, sie zu verderben. — Der Himmel bedeckte sich mit dunklen Wolken. Blitze zuckten und Donner rollten. Faustgroße Hagelstücke fausten nieder. Schwefelgeruch füllte die ganze Luft. Der Wind heulte und pfiß und trieb die Wellen immer gegen die Stadt. Schon kam das Wasser in die Straßen. Doch die Leute fürchteten sich nicht. Sie dachten, in ihren Steinhäusern wären sie sicher. Aber das Wasser stieg immer höher. Die Menschen mußten sich auf die Böden und die Türme flüchten. Schon stürzten Häuser ein. Immer höher stieg das Wasser. Da schriean und flehten die Menschen zum Herrn. Aber es war zu spät. Das Wasser wuchs und wuchs bis über die Kirchtürme. Da mußte alles ertrinken. Vom Charfreitag bis Ostern wütete das Meer so. Da war von Vineta nichts mehr geblieben. Alles Land ringsum war verschwunden, und am Ostersonntag schaukelten sich die Wellen ruhig über der untergegangenen Stadt. — Alle Jahre am Ostermorgen aber steigt die Stadt aus dem Wasser heraus, um die Menschen zu warnen. Wenn die Nacht dunkel und stürmisch ist, darf kein Mensch und kein Schiff in ihre Nähe kommen. Ohne Gnade wird es an die Steine und Felsen geworfen, und keiner, der drin ist, kann aus den Wellen sein Leben retten. Wenn man sich von einem Fischer nach der Stelle rudern läßt, sieht man auf dem Meeresgrunde viele große Steine liegen. Das sollen die letzten Reste von der untergegangenen Stadt Vineta sein. Fischer sagen, sie haben an stillen Sommerabenden gehört, wie tief unten im Wasser die Glocken von Vineta klangen.

Aus des Meeres tiefem, tiefem Grunde  
klingen Abendglocken dumpf und matt,  
und zu geben wunderbare Kunde  
von der schönen, alten Wunderstadt.  
In der kluten Schah hinabgesunken  
blieben unten ihre Trümmer stehn:  
ihre Zinnen lassen goldne Funken  
wiederscheinend auf dem Spiegel sehn.  
Und der Schiffer, der den Zauber schimmer  
einmal sah im hellen Abendrot,  
nach derselben Stelle schiff er immer,  
ob auch ringsumher die Klippe droht.

(Wilh. Müller).



### Bestrafte Ungenügsamkeit.

Herzog Ratibor, der Stifter des Klosters Stolp an der Peene, gründete auf der Insel Usedom das Kloster Grobe oder Grabow. Am Grotensee, in dem Landstrich, der sich neben dem See bis ans Haff hinzieht, war es gelegen. Nach diesem Kloster kamen alljährlich zwei große Störe geschwommen. Einen davon durften die Mönche fangen; der andere schwamm wieder frei davon, kam aber im nächsten Jahre zur selben Zeit mit einem noch größeren Stör zurück. Einst kamen zwei ganz ungemein große Fische. Da fürchteten die Mönche, die Fische könnten im folgenden Jahre nicht so gut ausfallen und — fingen sie beide. Seitdem blieben die Störe ganz fort.

Im Jahre 1309 verließen die Mönche das alte Kloster und erbauten am Ufer des Schmollensees ein neues, das den Namen Budagla erhielt. Als man mit dem Bau der Klosterkirche eifrigst beschäftigt war, wollte der Teufel dies hindern und mit einem Steinwurf den Bau zerstören. Mit mächtigem Sausen und Brausen flog sein Wurfgeschloß durch die Lüfte. Aber Gott ließ einen Wind kommen, und der Stein fiel zur Erde. Da liegt er noch heute im Pieper Winkel bei dem Dorfe Warthe und zeigt die Stelle, wo der Teufel seine Krallen eingeschlagen hatte.



### Heringsdorf.

Als die Fremdherrschaft der Franzosen vor mehr als 100 Jahren unserm Vaterlande schwere Kriegssteuern auferlegte, suchte unsere Regierung überall den Leuten neue Verdienstsquellen zu eröffnen. Sie legte darum Wert darauf, daß unsere Ostseefischer den Hering selbst salzen und einlegen lernten und unterstützte sie bei der Beschaffung der dazu nötigen Einrichtungen. So entstanden denn in kurzer Zeit am Strande neue Fischeraufsiedlungen. Das Rittergut Gothen auf Usedom hatte von seinen Wald- und Ackerstücken an Ostseefischer abgegeben, und diese hatten sich mitten im Walde angesiedelt. Als König Friedrich Wilhelm III. in Begleitung seiner Söhne 1820 nach Swinemünde kam, wollte er auch die neuen Fischerkolonien kennen lernen. Man führte ihn an eine Stelle des Strandes, an der eine noch namenlose Häusergruppe stand. Man bewirtete den König mit frischen Salzheringen und bat ihn, der Kolonie einen Namen zu geben. In seiner heiteren Laune schlug der Kronprinz die Bezeichnung „Heringsdorf“ vor. Der Name ist ihr geblieben, von dem Fischerdorfe freilich ist kaum noch etwas zu merken.



### Der Hectetaler.

Ja, einen Hectetaler möcht' ich wohl haben! Da brauchte ich kein „Tischlein deck dich“ und könnte doch alle Tage herrlich und in Freuden leben. Denn wer einen Hectetaler hat, dem wird das Geld nie alle. Aber ein Hectetaler ist schwer zu bekommen, und der Hexenmeister, der Teufel, hat seine Hände dabei im Spiel. Paß auf! Ich will dir's erzählen.

In der Färberstraße in Swinemünde stand ein schönes neues Haus, ganz aus Steinen erbaut. Die Fenster öffneten sich fast nie, sie waren immer verhängt. Die Thür ging auch nur selten auf. Alle Mittage nur kam der Herr des Hauses heraus und ging spazieren. Die Leute bogen ihm gerne aus, und keiner sprach mit ihm. Sie hätten wohl gerne gewußt, wer der Hausbesitzer eigentlich sei. Aber keiner wagte, ihn anzureden und zu fragen. Und seinen alten Diener, der immer so aussah, als ob er beißen wollte, den fragte erst recht keiner. So blieben das Haus und seine Bewohner den Leuten unbekannt, und man munkelte von allerlei Spuk, Gespenstern und Teufelsgeschichten.

Grade gegenüber wohnte eine arme Schifferwitwe mit ihrem Sohne, der die feinsten Wandteller und Wandsprüche mit seinem Messer schnitzte. Der sah eines Tages, als der Hausherr drüben verreist war, wie ein wunder-

hübsches Mädchen ein Fenster öffnete und ihm eine Rose zuwarf. Schnell lief er hinaus und holte sie sich. Um den Stiel fand er einen Zettel gewickelt. Darauf stand: „Komme heute Abend in den Garten.“ Als es Abend war, kletterte der junge Bursche über die Mauer und sprang in den Garten. Er hätte sich nicht zurückhalten lassen, und wenn es sein Leben gekostet hätte. Er brauchte nicht lange zu warten, da kam das Mädchen aus dem Hause und sah sehr vermeint aus. Unter Tränen erzählte es, daß es nicht die Tochter des bösen Hausherrn sei. Der halte sie wie eine Gefangene in seinem Hause. Er selbst habe sich dem Teufel verschrieben. Alle sieben Jahre müsse er dem Luzifer eine Seele liefern, sonst hole er ihn und drehe ihm das Genick um. Zuletzt habe ihr Vater für ihn sterben müssen, der Steuermann auf seinem Schiffe war. Seitdem habe der böse Mensch sie in sein Haus genommen. Jetzt wolle er sie heiraten. Aber ehe sie den alten Bösewicht zum Manne nehme, eher springe sie ins tiefste Wasser. — Als die beiden im Garten noch plauderten, war der Hausherr heimlich zurückgekommen. Er suchte sein junges Bräutchen, und als er es im Hause nicht fand, lief er in den Garten. Wütend wollte er sich auf den jungen Burschen stürzen. Der aber richtete sich in seiner ganzen Größe und Stärke auf und sagte: „Nähre mich nicht an, und die dort erst recht nicht; denn sie ist jetzt meine Braut. Ich werde sie von dir erretten, koste es, was es wolle.“ Da grinste der Bösewicht und sprach: „Junger Freund, dann müßt ihr erst reich werden. Denn als der Vater dieses Mädchens starb, habe ich ihm versprochen, sie nur einem reichen Manne zur Frau zu geben. Aber schafft euch doch einen Hedetaler an, dann seid ihr reich euer Leben lang.“ „Wie soll ich das anfangen,“ fragte der Junge. „Das ist sehr einfach,“ sagte der alte Gauner. „Du besorgst dir einen schwarzen Kater, der auch nicht ein weißes Haar hat. Den steckst du in der Neujahrsnacht in einen Sack, und wenn die Uhr des Nachts 12 schlägt, gehst du damit nach der Kirche. Einmal gehst du dann rückwärts um die Kirche herum. Wenn du herum bist, klopfst du an die Thür. Dann kommt ein Mann heraus, der dir für den Kater 1 M. bietet. Dafür verkaufst du ihn nicht. Du gehst wieder rückwärts um die Kirche und klopfst an. Jetzt bietet er dir 2 M. Du läßt ihm den Kater auch dafür nicht. Das drittemal gibt er dir den Taler. Dann wirfst du ihm den Sack vor die Füße und läufst davon. Aber laß dich nicht kriegen, sonst ist es aus mit dir.“ Das junge Mädchen hatte alles mit angehört und bat ihren Liebsten, das nicht zu tun, es koste ihm das Leben, denn die sieben Jahre seien um. Der aber sagte: „Entweder siehst du mich mit dem Taler oder nie wieder.“ Seit der Zeit sahen sich die Beiden lange nicht. Der Herbst kam ins Land und dann auch der Winter mit Eis und Schnee. Ein Tag nach dem andern verging. Schließlich war es Schilvester geworden, der letzte Abend im Jahr war gekommen. Damals feierten die Leute noch nicht so wie heute. Sie legten sich wie gewöhnlich hin und schliefen. In ganz Swinemünde war es dunkel. Nur in dem Steinhaufe der Färberstraße war Licht. — Als es zwölf Uhr schlug, stand der junge Bursche mit seiner Katze im Sack an der Kirche und tat, was ihm der alte Gauner gesagt hatte. Das erste mal bot ihm der Mann, der aus der Kirche kam, 1 M., dann 2 M., und zuletzt wollte er ihm den Taler geben. In demselben Augenblick aber, als er zulangte und den jungen



Burschen fassen wollte, hielt ihn einer ein Kreuzifix hin. Es war der Prediger, dem das Mädchen alles geschrieben hatte. Als der Teufel, denn er war der Mann, das Kreuzifix erblickte, machte er sich schnell aus dem Staube. Mit Sausen und Brausen fuhr er durch die Luft. Nach einer Weile hörte man eine Scheibe klirren und einen gellenden Angstschrei, dann war alles still. — Der Prediger führte den zitternden jungen Burschen nun hin nach dem Hause in der Färberstraße. Als er dort klopfte, kam das junge Mädchen schnell herbei. Und der alte Priester sprach: „Hier, meine Tochter, hast du deinen Bräutigam. Als der Böse ihn packen wollte, errettete ich ihn durch das Bild des Gekreuzigten. Aber sein Opfer hat sich Satan doch geholt. Seht hier, das zerbrochene Fenster und das leere Zimmer. Verlaßt schnell dies Teufelshaus.“ Kaum waren sie aus dem Hause getreten, da zündete ein Blitz dasselbe an. Und es brannte ganz nieder, obwohl es aus Stein erbaut war. Die jungen Leute haben den Hectetaler nie gebraucht. Sie arbeiteten fleißig und verdienten sich mit ihren Händen ihr Brot. Den Taler schenkten sie der Armentasse. Auf dem Rathause in Swinemünde war noch viele Jahre ein recht großer Taler zu sehen: das soll der Hectetaler des Teufels gewesen sein.



### Wie der Golmberg bei Swinemünde entstanden ist.

Nicht weit von dem Dorfe Kaminko am Haff liegt ein Berg. Er heißt der Golm oder Gollenberg. Von seiner Höhe hat man eine schöne Aussicht auf das Haff und die Insel. Hier stand einmal ein stolzes Schloß. Darin wohnte ein sehr reicher Fürst. Wenn er auf seinem Schloßthurm stand, konnte er sagen: „Alles, was ich sehe, Felder und Wälder, Wiesen, See und Dörfer, alles ist mein.“ Das waren aber nicht seine einzigen Schätze. Tief unter dem Schloß hatte er ein starkes Gewölbe bauen lassen. Darin lagen große Haufen von Goldklumpen. Da standen mächtige Kasten voll großer Silbertaler. An den Wänden hingen kostbare Diamanten und Edelsteine. Zu diesem Gewölbe führte nur eine Treppe. Die ging durch das Schlafgemach des Fürsten, sodaß keiner, weder am Tage noch in der Nacht, unbemerkt in das Gewölbe kommen konnte. Der Schloßherr selbst stand aber öfter des Nachts auf und ging in seine Schatzkammer. Da wühlte er dann voller Freude in dem Gold und Silber und sagte stolz: „Diese Schätze sollen mein bleiben, so lange ich lebe. Kein anderer soll etwas davon abhaben.“ — Der Fürst hatte eine einzige Tochter. Die war sehr schön. Ihr Gesicht war weiß wie Schnee. Ihre Wangen sahen aus wie zwei Pfirsiche, ihre Lippen waren rot wie Kirschchen und ihre Augen blau wie Veitichen. Die blonden Haare aber hingen wie Goldfäden über Schultern und Rücken herab. Manah ein Königssohn hatte von dem schönen Mädchen gehört und wollte es zur Frau haben. Allein der geizige Fürst wies jeden Freier ab. „Aha“, sagte er, „meine Tochter wollt ihr zur Frau haben, damit ihr meine Schätze bekommt. Meine Tochter gebe ich keinem. Sie und meine Reichthümer bleiben mein.“ — Das schöne Mädchen ritt oft spazieren. Sein milchweißes Pferd mit dem kostbaren Sattel und Zaumzeug war seine Freude. Wie jagte es durch Wälder und Felder dahin! Einmal sprengte es ein hohes Ufer entlang. Tief unter ihm war das Wasser. Plötzlich sprang ein Wolf aus

dem Walde hervor und kam laut bellend auf die Reiterin los. Da erschrot das Pferd und sprang zur Seite. Dabei verlor es den Halt und stürzte den steilen Abhang hinab. Die schöne Fürstin dachte, sie müßte nun sterben. Vor Angst und Schrecken vergingen ihr die Sinne, und sie wurde ohnmächtig. Sie wußte nicht, was mit ihr geschehen war. Als sie wieder aufwachte, saß ein junger Mann bei ihr. Der erzählte ihr, wie er sie gerettet habe. Da konnte sich das schöne Mädchen nicht halten, es schlang den Arm um seinen Hals, küßte ihn und sagte, es wolle keinen andern zum Manne als ihn. — Der Bräutigam war aber kein Fürst oder Königssohn. Sein Vater war nur ein Gutsbesitzer. Am andern Tage gieng er zu dem geizigen Fürsten und sagte: „Gib mir deine Tochter zur Frau, ich will sie glücklich machen, solange ich lebe.“ Da wurde der Alte sehr zornig, und sein wütendes Gesicht war schrecklich anzusehen. „Was“, rief er, „du Habendichts, du Taschenleer, du frecher Patron, du wagst es, meine Tochter auch nur anzusehn! Du willst sie gar zur Frau haben! Auf, ihr Knechte, greift ihn, bindet ihm Hände und Füße und werft ihn ins Meer.“ Gleich sprangen die Knechte zu und thaten, was ihnen befohlen war. — Der schönen Fürstentochter war sehr bange nach ihrem Lebensretter. Sie wartete alle Tage auf ihn, aber immer vergebens. Da gieng sie traurig nach der Stelle, wo sie ihn zuerst gesehen hatte. Allein auch da war er nicht zu finden. Doch was war das? Auf den Wellen schwamm etwas. Mit einem Male spülte eine große Welle den schwarzen Gegenstand an das Land. O Gott, was mußte die Krönste da erleben! Ihr Liebster lag tot zu ihren Füßen. Seine Lippen hatten sie noch vor ein paar Tagen so süß geküßt, jetzt waren sie bleich und tot. Seine Augen hatten sie so voll Liebe angesehen, jetzt waren sie fest geschlossen. Seine warmen Hände, die so saust und doch so fest halten konnten, waren steif und kalt. In ihrem Schmerz schrie sie laut auf: „O du Lieber, wer hat dir das getan? Wer ist dein Mörder? Mein Vater soll ihn fangen und dich rächen. Er soll gräßlich gestraft werden.“ Damit lief sie dem Schlosse zu. Sie suchte sogleich ihren Vater auf. Der saß mit seinen Freunden im großen Saal und trank. „Vater“, rief sie mit bebender Stimme, „du mußt mir helfen. Ein Mörder hat meinen Geliebten umgebracht. Er hat ihm Hände und Füße binden und ihn ins Meer werfen lassen. Rufe alle deine Krieger zusammen, suche und töte den elenden Mordbuben.“ — Da wurde es leichenstill im Saal. Einer sah den andern ängstlich an. Wild aber sprang der Fürst auf und rief voll Hohn: „Suche den Mörder nicht weiter. Ich selbst habe den Burschen ins Meer werfen lassen, weil er dich und meine Schätze haben wollte.“ Wenn plötzlich der Blitz in den Saal geschlagen hätte, dann wäre der Schreck für die Tochter nicht größer gewesen als jetzt. Ihr Gesicht wurde ganz starr. Ihre Augen blickten den Vater an, als wollten sie ihn durchbohren. Dann klang ihre früher so glöckenhelle Stimme dumpf und hohl, als käme sie aus dem Grabe. „Du“, sagte sie, „du Vater, bist der Mörder! Jetzt sind wir auf ewig geschieden.“ Langsam schlich sie in ihre Kammer. Ihren Vater hat sie nie wiedergesehen. Manah ein Freier kam, aber jeden schickte der Fürst mit Hohn nach Hause. — Viele Jahre waren vergangen. Der Fürst und seine Tochter waren beide alt geworden. Da kam eines Tages ein schwarzer Ritter auf das Schloß. Schwarz war sein Ross, sein

Banzer, sein Haar. Jeder, der ihn sah, versteckte sich voller Angst und Bangen. Die Hunde im Schloßhof heulten und winselten. Die Pferde wurden unruhig, die Kinder im Stall rissen an den Ketten. Ängstlich flatterten die Tauben um das Schloß. Dunkle Wolken zogen herauf. Der schwarze Ritter verlangte die Tochter zum Weibe. „Niemals!“ schrie ihm der Fürst entgegen. Da erdröhnte ein gewaltiger Donner, daß das ganze Schloß wankte und bebte. Der schwarze Ritter wurde riesengroß. Drohend hob er seine rechte Hand und rief: „Verflucht sollst du sein für deinen Geiz! Du sollst mit deinen Schätzen verbannt sein tief unten in den Berg, der hier stehen soll, wo jetzt dein Schloß ist. Deine unschuldige Tochter soll bei dir bleiben. Wenn aber einst ein Sonntagkind, das noch nie gelogen hat, am Johannistage kommt und sie zur Frau haben will, dann soll sie erlöst werden. Du aber bleibst ewig verdammt.“ Wie er das gesagt hatte, verschwand das Schloß, und ein Berg stand da. — Alle Jahre, am Johannistage (24. Juni) mittags, wenn die Glocken läuten, sitzt auf dem Berge eine blasser Jungfrau. Traurig sieht sie sich nach allen Seiten um. Wenn aber die Uhr eins schlägt, verschwindet sie wieder. Bis jetzt hat sie noch keiner erlösen können.



### Der Baumfriedhof bei Misdroy.

Das ist nun wohl schon tausend Jahre her, da wohnte in dem großen Walde, wo heute Misdroy liegt, ein gewaltiger Seeräuber mit einer großen Schar von Räubern. Ein Schiff hatten sie, das nannten sie den „Sturmvogel“. Schwarz war's, mit roten Segeln. Das fuhr durch die Wellen schneller als ein Dampfer, sodaß kein anderes Schiff ihm folgen konnte. Damit jagten die Räuber durch das Meer und plünderten die Kauffahrer. Sie segelten auch nach anderen Ländern. Dort raubten sie die Leute aus, und ehe die sich wehren konnten, waren sie schon längst wieder fort. Befolgt die Schiffe den Sturmvogel bis dicht nach Misdroy, dann war er plötzlich verschwunden. Nicht weit von Misdroy ist nämlich mitten im Walde der Jordansee. Zu den konnte man früher vom Meere aus hincinfahren, wenn man die Stelle ganz genau kannte. Die Räuber wußten gut Bescheid und kamen immer glatt durch, aber die andern blieben regelmäßig stecken. Dann eilten die Räuber herbei, besiegten die Mannschaft und nahmen ihr das Schiff fort. Die Beute wurde geteilt, die Matrosen aber meistens geopfert. Denn die Seeräuber waren noch Heiden. Von Gott und dem Herrn Jesus wollten sie nichts wissen. Sie beteten zu ihrem Götzen Wotan. Dem hatten sie auf einem Berge am Meer einen Altar gebaut. Heute heißt dieser Berg der Golanberg. — Öfter schon waren Glaubensboten gekommen und hatten den Räubern das Wort Gottes predigen wollen. Aber die hatten sie ausgelacht und weggejagt oder auch wohl getödet. Einmal machte sich wieder ein Mönch auf, um die Seeräuber zum Christentum zu bekehren. Nach einer sehr gefährlichen Fahrt und Wanderung über Moore und Sümpfe kam er in den Wald, wo die Mörder hausten. Er fand auch bald den Berg mit dem Opferaltar. Diesen hatten die Räuber mit grünen Zweigen geschmückt, denn sie wollten grade zwei Stiere dem Wotan opfern. Voll Zorn und Arger über solches Heidentum lief der Mönch herbei, stieß den Altar um und jagte die Opfertiere

fort. Die Räuber waren zuerst starr vor Schreck, dann aber fielen sie über ihn her und schleppten ihn zu ihrem Hauptmann. Der saß am Strande und freute sich, wie der Sturmvogel lustig auf den Wellen schaukelte. „Was bringt ihr mir da für einen Langrock mit kahlem Scheitel?“ rief er den Gesellen zu. Als die ihm erzählten, was der Mönch getan, wurde er furchtbar zornig. „Hund von einem Christen“, so brüllte er, „wie kannst du deine Hand gegen unsere Götter aufheben! Wotan wird dich verderben!“ Der Mönch aber antwortete ganz gelassen: „Mich schickt der liebe Heiland, der dich auffordern läßt, ein Christ zu werden. Er ist der Gott, der Himmel und Erde gemacht hat. Außer ihm ist kein Gott. Euer Wotan ist nur eine Puppe. Ihn brauche ich nicht zu fürchten, denn mich schützt der allmächtige Gott!“ „Was“, schrie der Räuberhauptmann, „dein Gott kann dich schützen? Mit diesem Schwert schlage ich dir Ohren und Hände ab und schicke dich zurück zu deinem Herrn. Wollen doch sehen, ob er dich schützt!“ Und schon hob er das Schwert und wollte zuschlagen. Schnell hielt ihm der Mönch das Bild des Gekreuzigten (Kruzifix) entgegen und sagte: „Nähre mich nicht an! Kniee vielmehr nieder und bete den Heiland der Welt an.“ Da lachte der Räuber so recht höhnisch, daß es schauerlich im Walde widerhallte und fluchte dem Herrn und schrie: „Nie werde ich deine hölzernen Götzen anbeten. Eher soll mich der Sand, auf dem ich hier stehe, lebendig verschütten. Wotan ist der höchste Gott, und ehe die Sonne versinkt, will ich dich ihm opfern. Hallo, Gesellen, schmückt die Opferstätte, bindet den Mönch und schleppt ihn zum Altar. Gleich komme ich zum Opfer!“ Sofort sprangen die Räuber zu und wollten ihn mit Stricken binden. Der aber kniete nieder und betete: „Herr, Herr hilf! Zeige, daß du der Herr bist über Himmel und Erde.“ — Da kam ein Wirbelwind über das Meer daher gebläut. Der nahm den Sand vom Strande und schüttete ihn über die Räuber und über die Bäume. Unaufhörlich regnete der Sand vom Himmel, bis von den hohen Bäumen nur noch die Spitzen heraussehen. Sie zeigen noch heute die Stelle, wo der Herr die Seeräuber für ihren Unglauben strafte.



### Am Jordansee.

Etwa 1 $\frac{1}{2}$  Stunde von Misdroy entfernt, liegt mitten im Walde der Jordansee. Er ist nicht groß, ist auch nur schmal, hat aber 7 Buchten. Die großen, alten Buchen auf beiden Seiten reichen mit ihren Zweigen beinahe in der Mitte zusammen. Sie beschatten den See. Dadurch bekommt das Wasser ein dunkles, schwarzes Aussehen. Weil der Wind dasselbe fast nie berührt, ist seine Oberfläche meistens spiegelglatt. Auf ihr schwimmen die großen, runden Blätter der Seerosen oder Nymphen, die im Juli so schön gelb oder weiß blühen. Mitten im See liegt eine Insel. Eine Brücke führt nach ihr hinüber. Hier sitzen die Leute gern und freuen sich der Stille und Ruhe. Sie lassen sich auch gut schmecken, was ihnen die Wirtin aus dem kleinen Holzhaus verabsolgt. Nicht immer soll's hier so friedlich und still gewesen sein. Gespenster der Nacht verraten auch heute noch, daß es hier einmal schlimm hergegangen ist. — Früher konnte man mit Schiffen aus der Ostsee geradezu in den Jordansee fahren, wenn man die Stelle genau kannte. Heute ist davon nichts mehr zu sehen, und festes

Land trennt Ostsee und Jordansee von einander. Aber da etwa, wo heute die Försterei steht, soll die Einfahrt gewesen sein. An ihr stand vor langen Zeiten eine starke Räuberburg, von der aus die Räuber ihre Streifzüge unternahmen. Manchmal kehrten sie erst nach Wochen zurück. Jedesmal aber brachten sie reiche Beute heim. Der Räuberhauptmann hatte eine hübsche junge Frau, der das Räuberleben nicht gefiel. Sie bat ihren Mann deshalb oft, doch ein ordentliches Leben zu führen. Aber ihre Bitten waren umsonst. Ja, weil sie nicht mitzog auf Raub und Mord, mochte der Mann sie zuletzt nicht mehr leiden. Als sie ihm nun noch ein Töchterchen schenkte, da wollte er gar nichts mehr von ihr wissen, denn einen Jungen wollte er haben, der auch ein Seeräuber werden sollte, wie er. Da starb die arme Frau vor Kummer und Gram. Nicht lange nach ihrem Tode raubte sich der Hauptmann wieder ein Mädchen und nahm es zur Frau. Stina war ihr Name. Ja, die paßte zu dem Räuber. Sie fuhr immer mit bei allen Raubzügen. Sie focht wie ein Mann. Bald war sie eigentlich der Hauptmann der ganzen Bande. — Nicht weit von der Burg lag ein Berg; der war wie alles Land ringsum mit Wald bestanden. Von hier konnte man, selbst unbemerkt, weit auf das Meer sehen und alles beobachten. Hier saß Stina oft und lauerte auf Schiffe. Der Berg heißt darum noch heute Stina's Utkief. — Jahrelang hatten die Räuber schon ihr schändliches Treiben fortgesetzt. Da schickte einmal der Bischof von Kammin mehrere Mönche dahin. Die kamen zu dem Hauptmann und verkündeten ihm: „Der Bischof läßt dir sagen, deine blutigen Thaten schreien zum Himmel. Du hast fromme Christen beraubt, Frauen und Kinder getödet. Laß jetzt ab von deinem bösen Wandel und schwöre, daß du nun fromm und ruhig leben willst.“ Aber Stina und ihr Mann verlachten die Mönche. Da trat der älteste von ihnen vor und sagte: „So höret denn! Der Bischof läßt euch alle hier in Acht und Bann erklären. Ihr seid vogelfrei! Euch darf todschlagen, wer euch findet. Keiner soll euch zu essen und zu trinken geben; keiner darf euch beherbergen. Wenn ihr krank werdet, darf euch keiner pflegen; wenn ihr sterbt, sollt ihr nicht begraben werden, man soll euch einscharren wie tote Hunde. Und bald wird ein großes Heer erscheinen, um euch für euer sündhaftes Tun und Treiben mit Tod und Vernichtung zu bestrafen.“ Totenstill war's im Saal geworden. Bitternd standen alle Räuber da. Nur Stina fürchtete sich nicht. „Was, bebst du vor diesen Mönchen?“ fragte sie spottend. „Ich fürchte mich nicht,“ antwortete der Hauptmann. „Was hat mir euer Bischof zu befehlen! He, ihr Knechte, greift die Priester, bindet sie und ersäuft sie im See.“ — Das geschah. Als die Räuber die Mönche fingen, hatte auch Stina einen ergriffen. Den wollte sie aber nicht töten. Weil er jung und hübsch war und ihr gefiel, brachte sie ihn schnell fort und schloß ihn in den tiefen Burgkeller ein. — Alles das hatte die Tochter des Räuberhauptmanns mit angesehen. Die kannte den Keller auch, denn ihre Stiefmutter, die böse Stina, hatte sie oft da eingesperrt. Als sie früher einmal eine Nacht darin sitzen mußte, sah sie plötzlich einen hellen Schein. Sie ging dem Lichte nach und kam in einen unterirdischen Gang. Der führte immer weiter, und als er aufhörte, stand sie mitten im Gebüsch. Sie bog dasselbe auseinander und sah nun den Jordansee vor sich. Sie hatte aber keinem etwas davon verraten. Auf diesem Gange wollte die Räubertochter den jungen Mönch

vor ihrer bösen Stiefmutter retten. Allein die paßte sehr scharf auf. Aber eines Abends feierten die Räuber im Burgsaale ein Fest. Es wurde viel gegessen und aus großen Krügen getrunken. Als alle voll größter Lustigkeit waren, schlich sich die Räubertochter leise aus der Burg. Dann lief sie nach der Stelle, wo der unterirdische Gang mündete, zündete ihre kleine Laterne an und ging den Gang entlang. Bald war sie im Gewölbe. Da lag der Mönch und schlief. Sie weckte ihn; er erschrak und fragte: „Kommst du endlich, mich zum Tode zu holen?“ „Nein, nein,“ antwortete das Mädchen, „ich will dich retten, folge mir.“ Sie nahm ihn bei der Hand und führte ihn an den See. Dort stand ihr Kahn. Schnell stiegen beide ein, und sie ruderte ihn nach der Insel hinüber. „Hier bist du sicher“, sagte sie, „wenn es Abend wird, komme ich wieder.“ Der junge Klosterbruder dankte dem Mädchen herzlich und sagte: „Ich bin noch kein Mönch. Mein Vater schickte mich ins Kloster, daß ich tüchtig was lerne. Wenn ich aber erst gerettet bin, komme ich und hole dich, und du sollst meine Frau werden.“ Das hörte das Mädchen sehr gerne, schloß ihn in die Arme und küßte ihn. Dann aber eilte es schnell nach Hause, denn es wollte schon Morgen werden. Unbemerkt kam es in die Burg zurück, wo noch alle schliefen. — Als die Räuber ihren Rausch ausgeschlafen hatten, stieg Stina hinab in das Gewölbe. Sie schloß auf, aber alles war leer. Nirgends war von dem Mönch auch nur eine Spur zu finden. Sie setzte jetzt das ganze Haus in Bewegung. Alle mußten suchen, aber keiner fand den Verschwindenen. Sie hatten aber auch nicht lange Zeit zu suchen, denn die Spione kamen und meldeten: Ein großes Heer kommt herangezogen! — Nun galt es, die Tore zu verrammen und die Gräben voll Wasser laufen zu lassen. Die Mädchen mußten Pechkränze machen und Hauf und Floss in Teer tauchen. Dann wurden große Kessel mit heißem Wasser bereit gehalten. Die Räuber schiffen ihre Arzte und Beile, machten sich Pfeile und trugen große Steine für die Schleuder herbei. So verging der Tag. Als es Abend geworden war, schlich sich die Tochter wieder aus der Burg und fuhr mit dem Kahn nach der Insel hinüber. Bald lag sie in ihres Bräutigams Armen, der ihr zuflüsterte: „Komm laß uns fliehen, dann sollst du mein liebes Weib werden.“ „Das soll nie geschehen!“ rief da plötzlich eine wilde Stimme. Es war Stina, die heimlich mit 4 Knechten gefolgt war. Sie zog den Dolch und wollte den Mönch töten. Als sie aber zustieß, sprang die Tochter dazwischen, und der Dolch fuhr dieser ins Herz. Lautlos sank sie in das Gras. Stina nahm sie und warf sie in den See. In dem Augenblick, als das junge Blut in das Wasser floß, flog eine silberweiße Taube hinauf nach dem Himmel. Wie die Räuber das sahen, ließen sie den Mönch, den sie ergriffen hatten, los. Aber die wütende Stina wollte auch ihn ermorden. Sie drang auf ihn ein und wollte ihm den Todesstoß geben. Da schmetterte ganz nahe eine Trompete. „Der Feind ist da!“ riefen die Räuber, sprangen mit Stina in den Kahn und fuhren schnell nach der Burg zurück. — Von allen Seiten zogen die Scharen des Bischofs heran. Denn als seine Mönche nicht zurückkamen, mußte er wohl, daß die Räuber sie umgebracht hatten. Nun sollten sie gerächt werden. Im Sturm ging's gegen die Räuber. Die hatten sich im Walde aufgestellt und wehrten sich tapfer. Stina kämpfte wie ein Mann. Wild hing ihr das Haar um die Stirne. Ihr ganzer Leib war

mit Blut bespritzt. Wo sie war, gab es viele Tote. Aber doch mußten die Räuber weichen. Sie zogen sich in ihre Burg zurück. Dabei wurde Stina von den andern abgedrängt, und die Brücke ging hoch, ehe sie in der Burg war. Da floh sie auf ihren Utkief. Als sie von hier aus zurückblickte, war der ganze Himmel rot wie Blut, denn die Burg brannte an allen Ecken und Enden. Jetzt hörte sie Stimmen. „Halt! Hierher! Hier floh das böse Weib hin! Fangt es lebendig!“ Stina konnte nicht mehr entfliehen. Immer näher kamen die Verfolger. Da stürzte sie sich vom Berge in's Meer. — Die Burg ward zerstört. Die Räuber wurden alle getödet. Dann warf man Baumstämme in den See und schüttete Erde darauf und versperrte so die Einfahrt in den Jordansee. Nichts erinnert mehr an die Räuber. Nur die weißen Seerosen im Jordansee haben ihre Kelche im Blute der unschuldigen Räubertochter rot gefärbt.



### Der Trauerberg und die Barbarawiesen.

Zur Zeit der Kreuzzüge lebte auf der Insel Wollin ein tapferer Ritter aus dem Geschlechte von Flemming, der, von der Begeisterung für die Befreiung des heiligen Landes gepackt, sich das rote Kreuz auf die Schulter heftete. Nicht weit von seinem Schlosse (auf der Feldmark Trebenow) war mitten in der Wiese ein Hügel, auf welchem ein wuchtiger Steinblock lagerte. Er hieß der Freudenberg, weil hier seinerzeit bei heidnischen Göztempeln frohe Feste gefeiert worden sein sollen. Als der Ritter zum Zuge gewappnet und gerüstet war, begleiteten ihn seine Mutter Barbara und seine Braut bis an diese Stelle, wo sie schmerzlichen Abschied von einander nahmen. Dem Ritter war's, als wenn ihm eine innere Stimme zurief: „Du siehst deine Lieben nicht wieder.“ Die Mutter wurde von einem ähnlichen Gefühl beherrscht und war so bewegt, daß sie kein Wort zu sprechen vermochte. Tränenden Blicks und zuckenden Mundes steckte die Braut dem Liebsten einen kostbaren Siegeltring an den Finger und lag lange an seinem Halse. Endlich riß der Ritter sich los, gab seinem Pferde die Sporen und jagte davon. Lange sahen die Frauen ihm nach, dann kehrten sie schweren Herzens heim. Die Braut konnte die Trennung nicht ertragen und starb nach wenigen Wochen vor Sehnsucht nach dem Geliebten. Die Mutter aber wartete stündlich und täglich auf die Heimkehr des lieben Sohnes. Aber alles Hangen und Bangen war umsonst. Darüber wurde die Mutter ganz trübäugig und kümmerte sich gar nicht mehr um die Ordnung in Haus und Hof. Die Knechte taten, was sie wollten. Ja, als sie niemand mehr zu fürchten brauchten, trieben sie sogar Wegelagerei. — Eines Abends lagen sie wieder auf der Lauer, als ein Pilger langsam und schleppenden Ganges daher kam. Die Bösewichter glaubten, er trage viel Geld bei sich und käme deshalb nicht recht vorwärts. Sie umringten ihn und verlangten seine Schätze. Er aber sagte: „Ich habe keine Schätze. Ich komme aus fernem, fernem Lande und bin schon mehrere Jahre unterwegs.“ Er fand aber keinen Glauben, sondern wurde erschlagen. Als man ihn durchsuchte, fand man nichts als einen goldenen Ring, den man ihm abnahm. Weil ein Wappen darin war, das die Knechte nicht deuten konnten, befragten sie am nächsten Morgen ihre Herrin. Kaum erblickte diese den Ring, so füllte sich ihr

Auge mit Tränen. „Wo ist der, der den Ring trug? Sucht ihn schnell, schnell, es ist mein heimgelahrter Sohn!“ rief sie und drängte die Knechte eilends hinaus. Die aber standen wie gelähmt und bekunnten endlich, daß sie den Träger des Ringes am Freudenberge erschlagen hätten. Da wankte die Mutter hin zum Hügel und kniete an der Leiche ihres Lieblings nieder. Sie rief ihn bei Namen, sie gab ihm alle Kosebezeichnungen, aber kein Ton erreichte mehr sein Ohr. Da sprang sie auf, raufte ihr graues Haar und schleuderte einen gräßlichen Fluch über die Mörder. Dann eilte sie, so schnell die alten Füße sie zu tragen vermochten, über die Wiese und stürzte sich in einen Sumpf. Seit jener Zeit heißt die Wiese die Barbarawiese und der Hügel der Trauerberg.



### Der große Stein bei Grifstow.

Wenn man mit dem Dampfer von Stettin nach dem Badeort Dievenow fährt, kommt man an der Stadt Kammin und der Insel Grifstow vorbei. Am nördlichen Ufer dieser Insel ragt ein mächtiger Steinblock aus dem Wasser hervor. Er ist wohl 4 m lang und 6 m hoch. Früher war er noch viel größer. Als man einst in Kammin Steine zum Fundamentbau brauchte, sprengte man Stücke von dem Felsblock ab. Heute ist das verblieben. Der Stein soll so erhalten bleiben.

Da, wo jetzt der Stein liegt, soll in alten, alten Zeiten ein Schloß gestanden haben, in dem eine schöne, aber böse Prinzessin wohnte. Ihre Kriegerleute plünderten und brandschakten die ganze Umgegend. Die Gefangenen ließ sie in den Hungerturm werfen oder in Ketten schmieden. In dunkeln Sturmnächten mußten alle Fenster ihres Schlosses hell erleuchtet werden, damit die Schiffer weithin den Lichtschein sehen konnten. Wenn sie dann auf das Licht zusteuerten und einen Hafen zu finden hofften, zerschellten ihre Schiffe an der Insel. Die Menschen kamen dann elend in den Wellen um. Das Schiff aber und alles, was darin war, gehörte der Schlossherrin.

Rage hatte diese schon ihr gottloses Wesen getrieben. Da hatte sie in einer Nacht einen Traum. Eine Stimme mahnte sie, das böse, unchristliche Treiben aufzugeben und den Gefangenen die Freiheit zu schenken. Die Prinzessin aber achtete nicht darauf. Bald träumte sie dasselbe zum zweiten und dritten Male. Allein auch jetzt kehrte sie sich nicht daran. Sie machte sich mit ihren Freunden noch über den dummen Traum lustig.

In einer der folgenden Nächte aber kam ein Geist. Der trug einen Knochenhammer in der Hand. Damit schlug er dreimal an das Schloß, und alles sank in Trümmer und wurde zu Stein. Die Prinzessin aber wurde in eine Kröte verwandelt und in den Stein eingeschlossen. Da sitzt sie noch heute. Sollte der Stein einmal gesprengt und die Kröte freigegeben werden, würde sie alles Land und alles Wasser im Haff mit ihrem Gift- hauch verpestern.



### Kantreck.

Das Dorf Kantreck liegt am Stepenitzbach. Etwa  $\frac{1}{4}$  Meile vom Dorfe entfernt, erblickt man auf einer Anhöhe die Ruinen einer alten



Burg. Von dort aus sollen zur Zeit des Faustrechts die Herrn von Köller die Wege unsicher gemacht haben. Kein Reisender, kein Wagen, der dieses Weges kam, entging ihnen. Sobald dieselben eine Brücke betraten, ertönte in der Burg ein Glöcklein. Bei diesem Zeichen brachen alle Gewappneten hervor und überfielen die Nichtsahnenden. Das Räuberwesen hielt sich bis zu der Zeit, da Gustav Adolf von Schweden nach Pommern kam. Der wollte dem Unwesen ein Ende machen und belagerte die Burg. Anfangs spottete der Köller über die Belagerer. Bald jedoch mußte er erkennen, daß er in einer Mausefalle sitze. Da erschien eines Abends im Zelte des Königs eine schöne Frau und bat um Gnade für sich und ihren Mann. Der König sagte der Frau freien Abzug aus der Burg zu, versagte solchen aber dem Raubritter. Dagegen erlaubte er gerne, daß die Frau soviel aus der Burg mitnehmen dürfe, als sie tragen könne. Am nächsten Morgen trug die Frau ihren Mann aus der Burg. Über eine Viertelstunde trug sie die schwere Last. Dann erst setzte sie dieselbe ab. Und an der Stelle, wo dies geschah, bauten beide nachher das Dorf Kantreck.



### Der große Krebs im Enzigsee bei Nörenberg.

Ja, Krebse sind heute etwas Seltenes. Aber als ich noch ein kleiner Junge war, was gab's da für Krebse! In allen Seen, Flüssen und Teichen krabbelten sie. Wenn des Abends zwei Mann krebse gingen, brachten sie wohl einen ganzen Sack voll mit nach Hause. Wie sie die Krebse fingen? Am Tage sitzt der Krebs in Löchern oder unter Steinen versteckt. Wenn einer versucht, ihn da herauszuholen, dann knieist der Gepanzerte ihn mit seinen Scheren, daß er Ach und Weh schreit. Aber am Abend, da kommt er hervor und sucht sich Nahrung, Schnecken und Fische u. a. Wassertiere. Nun braucht man zum Krebse dreielerlei: einen Kesch, das ist ein kleines Netz an einem Stiel, eine Leuchtpfanne und einen Sack. In die Leuchtpfanne wird Rien gelegt und angezündet. Der brennt gut und hell. Damit leuchtet man das Ufer ab. Sobald der Krebs das Licht sieht, reißt er aus, aber immer rückwärts. Da holt man ihn sich mit dem Kesch und steckt ihn in den Sack. — Also früher gab es in den pommerischen Seen fürchtbar viele Krebse. Was war das fein, wenn so eine ganze Schüssel voll frischgekochter Krebse auf dem Tische stand. Alle so schön rot, und sie schmeckten!! — Da hatten es die Nörenberger gut. Denn bei Nörenberg herum gibt es viele Seen, große und kleine, aber im kleinsten waren die größten Krebse. Einmal war darin ein ganz gewaltiger Krebs, ein Niesenkrebs. Den hätten die Nörenberger zu gerne gefangen. Aber sie wagten sich nicht an das Ungehum heran, denn wen der zwischen seine meterlangen Scheren kriegte, der hatte genug gelebt. Sie mußten ihn also schon im See lassen. — Die Stadt Nörenberg hatte damals noch eine Mauer und einen hohen Kirchturm. Beide waren von Ziegelsteinen erbaut. Den Leuten in Nörenberg war das nun schon lange so vorgekommen, als wenn ihr Kirchturm immer niedriger würde. Eines Morgens sahen sie auch, daß von der Stadtmauer ein ganzes Stück fehlte. Keiner wußte aber, wie das gekommen war. Der Bürgermeister und alle Männer kamen auf dem Rathause zusammen und hielten Rat. Sie konnten jedoch nichts weiter tun, als mehr Nachwächter anstellen, die gut aufpassen sollten.

Richtig! In einer Nacht sieht der Wächter, wie der große Krebs aus seinem Wasser kommt und grad auf die Stadt losgeht. Hei, wie riß da der Wächter aus! Der Krebs aber klettert fix auf den Kirchturm. Wie er oben ist, fängt er in aller Seelenruhe an, die Mauersteine aufzufressen, daß es nur so knirscht und knackt. Als er sich satt gefressen, kommt er herunter, knabbert noch ein Stück von der Mauer ab und geht wieder in seinen See. — Nun kam auch der Wächter wieder aus seinem Bersted und blies in sein Horn, so laut er konnte. Ganz Nörenberg sprang aus den Betten und dachte, es wäre Feuer. Als aber die Männer zusammenkamen, war der Krebs schon längst wieder fort. — Jetzt grübelten sie, wie sie den Böiewicht fangen konnten. Endlich hatten sie es gefunden. Als der Krebs nach ein paar Nächten wiederkam, stand jeder auf seinem Hofe mit einer langen Stange bereit. Sobald der Wächter blies, kamen sie alle herbei und trieben den Krebs nach einer Schmiede. Hier stand der Schmied mit seinen drei Gefellen am Amboss. Sie hatten eine eiserne Kette geschmiedet, und daran hing ein großer Anker. Während die Nörenberger den Krebs ärgerten und in ihre Stangen beißen ließen, legte der Schmied die Kette um den einen Krebsfuß und schmiedete sie fest. Nun war der Riese gefangen; denn den schweren Anker konnte er nicht mitschleppen. Voll Freude saßen die Nörenberger alle an den Anker. Mit Jubelgeschrei schleppten sie den Krebs bis an den großen Enzigsee. Da warfen sie Anker und Kette hinein, und der Krebs mußte mit. Seit der Zeit sitzt der Riesenkrebs noch in Enzigsee. Na, kommt der aber heraus, da bleibt von der ganzen Stadt auch nicht ein Stein übrig.



### Das Storchland.

Daß der Storch die kleinen Kinder bringt, das weiß und mußte jeder; aber keiner wußte, wo er sie herholte. Das hat aber ein Schiffer rausgebracht. Der fuhr mit seinem Schiff auf dem weiten Meer. Da sah er eines Tages einen Storch auf seinem Mastbaum stehen. Aha, dachte er, der ist auf der Reise in das Storchland. Jetzt will ich mal sehen, ob ich nicht hinter das Geheimnis komme. — Der Storch erhob sich bald und flog weiter. Der Schiffer folgte ihm immer nach. Als er ein paar Wochen gefahren war, sah er ein Land vor sich. Aber er konnte nirgends mit seinem Schiffe herantommen, denn ringsum war eine hohe Mauer. Nur die Spitze vom Mastbaum ragte noch darüber. — Der Schiffer und seine Matrosen waren aber doch zu neugierig. Sie wollten gerne wissen, was da hinter der Mauer sei. Darum mußte einer von den Matrosen auf den Mast klettern. Kaum war der aber oben, so schrie er laut auf und sprang mit einem gewaltigen Satz über die Mauer in das unbekannte Land hinein. Dadurch wurde die Neugier des Kapitäns noch größer. Er schickte einen andern Matrosen hinauf. Aber dem ging es grade so, auch der sprang über die Mauer. Jetzt machte sich ein dritter an das Abenteuer. Aber er nahm noch zwei andere mit nach oben. Die sollten ihn an den Weinen festhalten. Und das war klug von ihm. Denn wie er oben war, wollte er auch über die Mauer springen. Allein die Weiden ließen ihn nicht los. Sie brachten ihn wieder herunter zum Kapitän. — Wie sie wieder unten waren, wurde der Matrose ohnmächtig und lag

drei Tage ohne Besinnung. Auch nachher konnte er nicht sprechen. Auf ein Blatt Papier aber schrieb er: „Hinter der Mauer ist das Paradies. Da standen so wunderschöne Bäume, und Engel gingen da spazieren. Sie hatten goldene Röcklein an, und viele, viele Kinder waren da. Die ritten auf kleinen Pferdchen mit goldenen Bäumen und silbernen Sätteln. Und auf einer großen Wiese tanzten sie. Mit goldenen Pfeifen, Pauken und Harfen machten sie Musik und sangen dazu. Nach dem Gesang will ich hin, o laßt mich doch in's Paradies.“ — Seitdem weiß man, von wo die Störche die Kinder holen.



### Der unterirdische Gang in Schivelbein.

In der Stadt Schivelbein wohnten einmal zwei Frauen zusammen. Jeder brachte der Storch in der Nacht ein Kind. Die eine davon erdrückte und erwürgte im Schlaf ihr Kind. Als sie das merkte, stand sie heimlich auf, nahm der andern das lebendige Kind fort und legte ihr totes hin. Am andern Morgen merkte die rechte Mutter sofort den Betrug und wollte ihr Kind wieder haben. Die Betrügerin aber wollte es nicht herausgeben. Sie ging vielmehr auf das Gericht und verklagte die andere, sie hätte ihr Kind umgebracht. Als die Richter kamen und an der kleinen Leiche die Druck- und Würgestellen sahen, glaubten sie der Betrügerin. Darum verurteilten sie die rechte Mutter zum Tode, denn früher wurden alle Kindesmörderinnen hingerichtet. Die rechte Mutter beteuerte immer ihre Unschuld, aber es half ihr alles nichts. Sie wurde auf den Richtplatz geführt und sollte enthauptet werden. Viele Leute und auch die Richter hatten Mitleid mit ihr. Darum sagte der erste Richter, sie wollten ihr gerne das Leben schenken; aber sie könnten das nur tun, wenn sie in den unterirdischen Gang hinabsteige. Wolle sie das nicht, dann müsse sie sterben. — In der Stadt war früher nämlich ein Kloster und ein Schloß gewesen. Und von dem Kloster führte ein Gang unter der Erde nach dem Schloß. Er ging tief unter dem Fluß Rega hin, war aber jetzt schon lange versunken. Kein Mensch wagte sich mehr hinein, denn es sollte drin nicht recht geheuer sein. — Die arme Mutter verließ sich aber auf die Hülfe Gottes und sagte, sie wolle ruhig in den dunkeln Gang steigen. Auch versprach sie, aus demselben etwas mitzubringen zum Zeichen dafür, daß sie dagewesen sei. Man brachte sie an die Öffnung, und sie ging langsam und vorsichtig in der Dunkelheit vorwärts. Die andern blieben draußen und horchten und warteten. — Als sie eine Weile gegangen war, sah sie vor sich den Schimmer einer Lampe. Nun ging sie schneller vorwärts und trat bald in eine große Stube. In derselben standen ein Bett und ein Tisch. Am Tische saß eine Jungfrau und nähte. Im Bett aber lag ein ungeheurer Drache und schnarchte. Es war ein gräßliches Ungethüm. Sein Maul war wie das eines Löwen, aber Feuer und Rauch flogen heraus. Mächtige Krallen saßen an seinen Zehen. Sein Schwanz war wie der einer Riesenschlange. — Kaum hatte die Jungfrau Schritte gehört, so sah sie von ihrer Arbeit auf und legte den Finger auf den Mund zum Zeichen, daß die Frau kein Wort sprechen dürfe. Dann flüsterte sie ihr zu: „Ich weiß wohl, warum du kommst. Es ist dein Glück, daß der Drache schläft, sonst hätte er dich bei lebendigem Leibe zerrissen. Kehre

eilig wieder um, ehe er erwacht. Ich muß hier bleiben. Ich bin eine verzauberte Prinzessin, und der Drache ist mein Wärter.“ — Da hat die junge Frau um ein Wahrzeichen, das sie den Richtern bringen könne. Schnell nahm die Jungfrau eine Hand voll Stroh aus dem Bette des Drachen, drehte davon ein Band und legte es ihr um die Schulter. Nun machte sich die junge Mutter auf den Rückweg. Sie konnte jetzt flinker gehen, denn das Strohband leuchtete ihr wie eine Lampe. Als sie beinahe am Ende des Ganges war, hörte sie ein fürchterliches Brüllen hinter sich. Das war der Drache, der aus seinem Schlaf erwacht war. Er merkte bald, daß ein Mensch dagewesen sei und jagte nun hinterher. Doch er konnte die Mutter nicht mehr einholen. Sie brauchte nur noch ein paar Schritte zu tun, da war sie wieder auf der Erde, mitten im Klostergarten. Hier warteten die Richter, und sie mußte alles erzählen. „Das ist mein Wahrzeichen,“ sagte sie zuletzt und zeigte auf das Strohband. Aber siehe, das war kein Stroh mehr, sondern ein Keifen vom feinsten Golde. Nun glaubten alle an ihre Unschuld, schleppten die Betrügerin herbei und ließen ihr den Kopf abhauen.



### Das alte Schloß bei Göhle.

Das war mal wieder ein schöner Herbsttag gewesen! Die Sonne hatte den ganzen Tag vom wolkenlosen Himmel die Erde angelacht. Die weißen Spinnfäden waren durch die klare Luft gezogen und an Baum und Strauch hängen geblieben. Jetzt wolkte es Abend werden. Da zog ein Schuhmachersgeſelle die Straße entlang dem nahen Dörfchen zu. Viel zu tragen hatte er nicht, sein Känzel war nur leicht. Die Gold- und Silberstücke in der Tasche drückten ihn auch nicht, denn er hatte keine. Ein lustig Biedlein pfeifend, schritt er in das Dorf. Mit einem „Grüß Gott!“ trat er in die Wirtsstube, fragte den Wirt um Nachtquartier und setzte sich auf die Bank in einer Ecke. Der Wirt hatte gerade nicht viel zu tun, darum setzte er sich zu ihm und ließ sich erzählen von Städten und Schlössern, von Wäldern und Strömen, die der reisende Handwerksgeſelle gesehen hatte. Und der konnte was erzählen! Von Zwergen und Riesen, von Drachen und Ungeheuern, daß dem Wirt manchmal schauderte. Wie sie gerade so von verzauberten Burgen und Schlössern redeten, rückte der Wirt dicht heran, zeigte mit der Hand durch das Fenster und flüsterte: „Da hinten am Berge, den ihr da seht, steht ein altes Schloß. Kein Mensch wohnt mehr da, aber alle Nacht brennt darin ein helles Licht.“ „Ja“, sagte der Schuhmacher, „da müßt ihr doch mal nachsehn, was da brennt; s'ist vielleicht gar ein mächtiger Schatz.“ „Ja, wenn der's auch wäre“, erwiderte der dicke Wirt, „ich wollte ihn doch nicht holen; denn alle, die hingegangen sind, hat man morgens tot aufgefunden.“ Bruder Knieriem aber lachte und sagte: „Zu verlieren habe ich nichts als mein Felleisen und mein Leben. Im Felleisen ist nicht viel drin, und nach meinem Leben fragt auch keiner, da Vater und Mutter schon lange tot sind. Geschwister habe ich nicht. Ich werde diese Nacht im Schlosse bleiben, da brauche ich kein Schlafgeld zu bezahlen.“ Der Wirt wollte ihm das ausreden, wollte ihm auch umsonst Nachtquartier geben. Aber es half kein Abreden. Der Schuhmacher nahm sein Känzel und pffiff sich

nach dem Schlosse. Da angekommen, machte er im Ofen Feuer an, nahm seinen Hammer, die Zange und den Bechdraht und schusterte los, daß es eine Lust war. — Im Schlosse blieb alles still. Es wurde 10, es wurde 11; nichts rührte sich. Aber um  $1\frac{1}{2}$  12 Uhr ging die Türe auf. Zwei Männer kamen herein mit einem leeren Sarge und einer großen Kiste voll Geld. Still und feierlich stellten sie den Sarg zurecht. Dann schütteten sie alles Gold auf den Tisch und sagten: „Komm hier an den Tisch und teile das Geld in zwei ganz gleiche Hälften. Kannst du das nicht, so töten wir dich und legen dich in den Sarg.“ — Der Schustergeselle, dem schon ganz angst geworden war, dachte: „Na, wenn's weiter nichts ist, denn man los.“ Und er hatte auch bald das ganze Geld in 2 Hälften geteilt. Bloß ein Pfennig blieb übrig. Da wußte er lange nicht, was er damit anfangen sollte. Endlich kam ihm ein guter Gedanke. Er nahm Hammer und Zange, schlug die Kupfermünze entzwei und legte zu jedem Geldhaufen eine Hälfte. — Voll Freude kamen da die beiden Männer auf ihn zu und sagten, nun wären sie endlich erlöst. 15 Menschen hätten es schon versucht; aber alle hätten es mit dem Leben bezahlen müssen. „Nimm das Gold,“ so sprachen sie, „die eine Hälfte gib den Armen, die andere aber behalte für dich.“ Dann waren Sarg und Männer verschwunden. Nur das Geld lag da. Davon packte der Handwerksmann die eine Hälfte in sein Mäntel. Die andere steckte er in seine Taschen. Dann legte er sich hin und schlief. — Am Morgen schlich der Wirt herbei. Er glaubte ganz gewiß, eine Leiche zu finden. Wie freute er sich aber, als er den fidelen Wanderburschen munter und gesund vorfand. Noch mehr aber freute er sich, als ihm der eine schöne Hand voll Gold schenkte und ihm alles erzählte. Danach ging der Schuhmacher zu dem Schulzen und gab ihm die Hälfte des Geldes für die Armen. Mit dem übrigen aber zog er fröhlich seine Straße weiter. Jetzt konnte er erst recht lustig pfeifen.



### Die Schleifmühle in Callies.

Die Kreise Dramburg und Schivelbein gehörten früher zur Neumark. Callies war im Besitze der Herren v. Güntersberg, die auf dem Schlosse in Callies wohnten. Die Güntersberger waren Lehnsleute der Kurfürsten von Brandenburg; aber sie entzogen sich gern ihren Pflichten. Der Kurfürst kam einst von Neuwedel nach Callies, lagerte sich vor der Stadt und forderte Güntersberg vor. Der aber erschien nicht. Da erbot sich Werner v. Schulenburg den ungetreuen Lehnsmann in das Lager zu holen. Ein Callieser Bürger zeigte ihm den Weg in's Schloß. Derselbe führte über die sogenannte Schafbrücke. Sie lief, etwa 60 Fuß lang und 6 Fuß breit, aus Brettern erbaut, über einen tiefen Grund, durch den ein lustiges Wasserlein strömte. v. Schulenburg wußte den „ungechliffenen“ Ritter zu bewegen, am nächsten Morgen im Lager zu erscheinen, wenn er ihn abholen würde. Das wurde verabredet, und am frühen Morgen begab sich der Herr v. Sch. mit einem handfesten Begleiter wieder in das Schloß. Zuvor hatte er aber aus den beiden Mittelbrettern der Brücke die Nägel ziehen lassen (auf der Callieser Seite), sodaß sie beim Betreten aufspringen mußten. Dann holten sie den Ritter. Beide nahmen ihn in die Mitte und führten ihn. Als der Ritter auf das jetzt ungenagelte Brett

trat, ließen sie ihn los, das Brett wippte auf und Güntersberg fiel in das Wasser. Schulenburg rief ihm nach: So muß man den ungeschliffenen Calliefern den Flöß abschleifen.

### Der Hammermühlenteich.

Etwa  $\frac{1}{2}$  Stunde von der Stadt Tempelburg entfernt, an der Chaussee, welche nach Deutsch-Krone führt, liegt ein schilsumwachsender Teich. Sein Wasser treibt eine Mühle an der andern Seite der Steinstraße. In früheren Jahren hörte man hier nicht nur das Klappern der Räder, sondern auch das Pink, Pank der kleinen, und großen Schmiedehämmer. Und wenn auch der weiße Müller und der rußige Schmied eigentlich nicht zusammenpassen, hier ging es doch; denn der Besitzer hatte 2 Söhne, von denen einer beim Vater die Müllerei, der andere das Schmiedehandwerk erlernte. Als der junge Schmied ausgebildet hatte, zog er auf die Wanderschaft. Viele Jahre wanderte er in der weiten Welt umher, bis ihn die Sehnsucht wieder nach Hause trieb. Wie freute er sich, bald wieder beim Vater am flackernden Feuer stehen zu können! Wie wollte er ihm dann zeigen, was er alles gelernt hatte! Und zu seinen kräftigen Hammerschlägen würde dann fröhlich die alte Mühle ihr Klipp, Klapp rufen. So malte er sich alles schön aus, während er der Heimal zuschritt. Leider kam es ganz anders. Seine Eltern waren schon beide tot und längst begraben. Er hatte nichts davon erfahren, denn das Briefeschreiben war früher noch nicht Sitte. Sein Bruder hatte ein kiederliches Leben geführt und alles verjubelt und verbracht. Gerade an dem Tage, wo der junge Schmied heimkehrte, wurde die Mühle und alles darin verkauft. Nur der Ambos und das Schmiedehandwerkzeug hatten keinen Käufer gefunden. Das nahm der junge Wanderer und ging damit in den Teich. Und die Leute sagen, er lebt noch darin. Wenn öfter das Wasser rötlich aussieht, raunt man: Der Schmied ist bei der Arbeit. Die Mühle aber heißt seitdem die Hammermühle.

### Die Bleie im Zepplinsee.

Von den zahlreichen Seen ringsum Tempelburg heißt einer der Zepplin. Ein „Fließ“ verbindet ihn mit dem Dragigsee. An diesem Fließ liegt nahe bei dem Zepplin die Königswiese. Sie hat ihren Namen davon, daß der Schützenkönig neben anderem auch das Heu von dieser Wiese bekommt.

Diese Wiese war von jeher als Tummelplatz der Zwerge bekannt. In schönen Sommernächten trieben sie da ihr Wesen. Einst hatten die Fischer einen Zug gemacht und eine Menge schöner, großer Bleie gefangen. Etwas müde geworden, legten sie sich in das weiche Wiesen gras. Sie wollten ein wenig ruhen und dann vor dem Morgengrauen noch einen zweiten Fang tun. Da kamen die kleinen Männchen herbei, liefen über die Schläfer hinweg, zupften sie am Bart und neckten sie auf alle Weise. Wenn die verschlafenen Fischer nach den kleinen Störenfrieden griffen, waren dieie längst davon. Endlich erfaßte doch einer ein Wichtelmännchen am Bein; aber flink schlüpfte das aus dem Stiefel heraus, den der Fischer leer in der Hand behielt. Es bat nun, ihm doch sein Eigentum zurückzugeben.

Der Fischer aber ließ sich nicht erbitten; schließlich warf er das Stieflein in das Wasser. Da reckte sich das Männlein und wuchs und wuchs, und seine Stimme klang großend und stark, als es sagte: „Für diese Schelmerei sollt ihr aus diesem See keine Bleie mehr fangen“. — Die Fischer lachten anfangs über diese Drohung. Aber seit jener Zeit sind die Bleie aus dem Zepplin verschwunden. Man sagt, sie liegen unter dem gelben Berge verschlossen.



### Der Fischer und der Teufel.

Die Gegend, in der die Dörfer Lubow, Rafow und Zicker liegen (nicht weit von Tempelburg), heißt das Satansreich. Es ist aber gar keine schlechte Gegend. Im Gegentheil! Große Seen, viele Wälder, schöne Berge und Täler verdienen eigentlich diesen Namen nicht. Und die Leute, die da wohnen, sind auch keine Satanskinder. Sie fürchten sich zwar vor dem Teufel nicht, aber übermäßig fromm sind sie auch nicht. Warum also diese Gegend Satansreich heißt, das möchte ich selber wissen. Vielleicht kommt's aber daher: Einmal saßen die Zickerschen Jungen im Konfirmandenunterricht beim Herrn Pastor. Der fromme Mann besprach mit ihnen das erste Gebot und fragte einen der Jungen: „Nun, wieviel Götter habt ihr?“ Der aber hatte geträumt und sagte schnell: „13 und eine Witfrau“; denn er hatte „Bötter“ (Töpfer) verstanden, und die gab's in Zicker mit seinen vielen Vehmbergen genug. Möglich also, daß die Gegend wegen dieser Antwort Satansreich heißt; möglich ist es aber auch, daß sie den Namen von den vielen Satansgeschichten hat, die da passiert sein sollen. Eine davon will ich hier erzählen: Ein Fischer konnte eines Nachts nichts fangen. So oft er es auch versuchte, sein Netz blieb immer leer. Schon ging die Sonne auf, und traurig setzte er sich am Ufer nieder. Da kam ein feiner Mann zu ihm und wollte Fische kaufen. Allein der Fischer klagte ihm, daß er nicht einmal so viele Fische habe, wie er und seine Familie zum Mittag brauche. Der Fremde redete ihm nun gut zu, noch einmal das Netz auszuwerfen. Der Fischer wollte nicht. Aber zureden hilft, und schließlich probierte er es noch einmal. Als er an das Land fuhr, schien das Netz wieder ganz leicht zu sein. Beim Herausziehen jedoch war es voll großer, schöner Fische. Da lachte dem Fischer das Herz im Leibe, und er sagte: „Das wäre ein feines Geschäft, wenn ich jede Nacht so einen Zug tun könnte“. Der Fremde meinte: „Na, das könnt ihr ja“. „Ja“, sagte der Fischer, „fischen und Fische fangen ist zweierlei“. Der Fremde aber entzignete: „Ich will euch alle Tage so einen Fischzug beschenken, aber eins müßt ihr mir zum Lohne geben. Seht, ich habe keine Kinder, und ihr habt ein ganzes Haus voll. Gebt mir euren vierjährigen Bubem! Ich will ihn nicht gleich haben; erst an seinem dreizehnten Geburtstag werde ich ihn mir holen.“ Der Fischer merkte wohl, daß er es mit dem Bösen zu tun hatte und wollte lange nicht. Schließlich dachte er an seine Armut, und daß es noch acht Jahre hin wäre, und da unterschrieb er mit seinem Blute. — Von nun an wurde er mit jedem Tage reicher. Aber er blieb fleißig und ordentlich und hatte seine Freude an seinen Kindern. Besonders an seinem Vierjährigen! Der wuchs und ging zur Schule, und alle hatten ihn gern. Wenn der dem Vater so in die Augen sah und die

Arme um seinen Hals schlang, seufzte der Vater schwer und hätte am liebsten weinen mögen. Aber so viel ihn die Frau auch quälte, er sagte nichts. Ein Jahr nach dem andern verging. Schon war der Bursche elf Jahre alt. Da hat der Fischer doch nicht länger schweigen können und die ganze Geschichte seiner Frau und dem Knaben erzählt. O, wie hat die Mutter da geweint und ihrem Manne böse Vorwürfe gemacht! Der Junge aber war lustig, klopfte sich hinten auf das dicke Fleisch und sagte: „Pah! Was will der Teufel! Vater, dich kann er nicht holen, denn du hältst den Bertrag. Mich soll er schon nicht kriegen.“ Dabei lachte er, als wüßte er schon, wie er dem Teufel enttrinnen könnte, denn er war schlau und steckte ganz voller lustiger Streiche. — Die Zeit verging. Der 13. Geburtstag war da. Vater und Mutter waren voller Trauer, aber der Junge war voll Zuversicht. Als die Stunde da war, in der er vor 12 Jahren geboren war, klopfte es an die Thür. Es war der Satan; er fragte, ob der Knabe nun mitwolle. Da wurde es dem Bengel aber doch anders zu Mute, und in seinem Leibe fing es vor Angst an zu wühlen und zu rumoren. Rasch sprang er an die Thür, befreite seinen Leib von der Qual und sagte: „Dümel, den sang und schlau 'nen Krüznuppen rin, un denn kumm wedder.“ Aber das hat der Teufel bis heute noch nicht fertig gebracht. So wurde der Junge gerettet.



### Der Burgwall im Birchowsee.

Zwischen den Dörfern Burchow und Sassenburg im Neustettiner Kreise liegt der Birchowsee. Mitten darin ist eine Insel. Auf derselben soll früher eine Burg gestanden haben. Von dieser ist aber nichts mehr zu sehen. Nur ein hoher Wall ist noch stehen geblieben. Man nennt die ganze Insel heute den Burgwall. Der Seeburg gegenüber stand am Lande die Sassenburg. Von der Insel führte keine Brücke an das Land. Man brauchte auch keinen Kahn, um hinüber zu kommen, denn das Wasser ließ sich hier so durchwaten. Wer sich gar auf ein Pferd setzte, konnte trocken hindurchreiten. Es war, als ob sich ein langer Berg nach der Insel hinzog. Oben auf dem Berge konnte man bequem entlang gehen. An beiden Seiten ging es aber gleich hinab in die Tiefe. So eine flache Stelle im Wasser nennt man eine Furt. — Die Ritter in beiden Burgen waren gute Freunde. Einer besuchte den andern, und es verging kein Tag, an dem sie sich nicht gesehen hätten. Da erzürnten sich die beiden auf der Jagd und wurden einander so böse, daß sie sich nicht mehr sehen mochten. Auch die Frauen und Kinder durften nicht mehr miteinander verkehren. — Die Kinder aber waren einander nicht böse. Im Gegenteil. Der Sohn des Sassenburgers und die Tochter aus der Seeburg waren sich herzlich gut und hatten sich ewige Treue geschworen. Aber die Eltern wollten von einer Heirat der Kinder nichts wissen. Diese durften nicht einmal mehr zusammen kommen, wenn ihnen ihr Leben lieb war. Aber die jungen Leute mußten sich doch zu treffen; freilich geschah das des Nachts in aller Heimlichkeit. Wenn in der Seeburg alle schliefen, stellte das verliebte Töchterlein ein helles Licht an das Fenster ihres Schlafzimmers. Sobald der junge Sassenburger das sah, setzte er sich auf sein Pferd und ritt nach der Insel hinüber. Er mußte aber immer genau nach dem Lichte sehen,



sonst geriet er in tiefes Wasser. Aber immer kam er glücklich hinüber und blieb dann einige Stunden bei seinem lieben Mädchen. — Das hatte aber eins der Dienstmädchen gemerkt und erzählte es der Burgfrau. Als es nun wieder Abend geworden war, stellte sich die böse Mutter hinter die Türe und wartete, bis die Tochter das Feuerzeichen vor das Fenster gesetzt hatte. Nach einer Weile ging sie hinein und löschte dasselbe aus. Der Junker von Sassenburg war mit seinem Rosse schon in der Furt, als das Licht plötzlich erlosch. In der Dunkelheit verfehlte er den rechten Weg, geriet in tiefes Wasser, und Roß und Reiter ertranken. Als am andern Morgen sein Leichnam von den Wellen an das Ufer der Insel gespült wurde, stürzte sich die trauernde Braut auch in die Fluten. Die Stelle im See, an der der Junker ertrunken ist, friert selten zu. Wenn es doch einmal vorkommt, entsteht sofort ein Riß im Eise. Er reicht von der See nach der Sassenburg und zeigt den Weg, den der Liebste genommen hatte. Im Sommer bezeichnet ein heller Streifen im See diese Strecke.



### Kloster Marienthron.

Die Stadt Neustettin liegt anmutig zwischen dem Streitzig- und dem Wilmssee. Die Ufer des Streitzigsees sind an der Stadtseite zum größten Theile in schöne Spaziergänge und Anlagen umgewandelt worden. Die gegenüberliegenden Ufer tragen den Klosterwald. Dieser Name schon verrät, daß hier früher ein Kloster gewesen ist. Es hat dort gestanden, wo heute das Gut Marienthron liegt, das den Namen dieses Klosters erbt. Wenn du von der Stadt aus nach Marienthron wanderst, etwa auf Marienitag oder in der heiligen Weihnacht, so hörst du an einer gewissen Stelle wunderbare Töne. Sie klingen wie feierliches Glockengeläute, das aus der Tiefe heraufschallt. Woher kommt das?

Das Kloster Marienthron (gegr. 1356) hatte viele Acker und fette Wiesen. Ihm gehörten das Wild im Klosterwalde und die Fische im See. Durch den Reichtum wurden die Mönche lasterhaft und sündig. Sie dachten nur noch an gutes Essen und Trinken und vergaßen das Singen und Beten. Oder aber wenn sie es doch verrichteten, so geschah es nur mit dem Munde, ihr Herz war nicht dabei. Dafür erteilte sie die Strafe. Das Wasser des Sees brauste in einer Nacht wild auf und umspülte die ganze Kirche. Es sah aus, als wäre das Gotteshaus plötzlich auf eine Insel verjagt worden. Als die Mönche das gewahr wurden, fingen einige an zu spotten. Sie meinten, die Kirche wolle wohl einmal den Staub abspülen und ein Bad nehmen. Aber bald war es mit dem Spott vorbei. Denn zu ihrem Schrecken stieg das Wasser immer höher. Jetzt drang es durch die Türen in das Innere. Nun stutete es gar durch die Fenster. Schon reichte es bis an das Dach. Da fingen die beiden Glocken von selbst an zu läuten. Und das klang so ernst und so feierlich, daß den Mönchen Tränen in die Augen traten. Als nur noch der Kirchturm aus dem Wasser hervorragte, wollte man wenigstens die beiden Glocken retten. In großer Eile wurden alle Fischer der Umgegend herbeigerufen. Die kamen mit ihren Rähnen, mit Stangen und mächtigen Stricken. Es glückte ihnen auch, Taue in der Tiefe um die Glocken zu schlingen. Den vereinten Kräften gelang es, sie langsam und allmählich zu heben.

Schon tauchte die Krone der einen aus dem Wasser hervor. — Nun war aber unter den Fischern ein ruchloser Mensch, ein schlimmer Flucher, Lügner und Betrüger, dem wurde das angestrenzte Ziehen sehr sauer. Es kam ihm immer so vor, als wollte ihn die Glocke in das Wasser holen. Trotzig stemmte er seine Füße gegen die Rahwand und zog aus Leibeskräften. Als aber alle Anstrengung das Werk doch nicht recht vorwärts bringen wollte, fing er gräßlich an zu fluchen. In demselben Augenblick sanken beide Glocken in die Tiefe und rissen den Flucher mit hinab. Die andern standen erschrocken, zogen ihre Mützen ab, falteten die Hände und beteten ein stilles Vaterunser.



### Der heilige Berg bei Pollnow.

Südwestlich von dem Städtchen Pollnow erblickt man den 156 m hohen heiligen Berg. Unbewaldet steht er da, während sonst die Berge ringsum schöne Wälder tragen. Ginster bedeckt seine Abhänge, an denen die Herden weiden, die sich aus einem sprudelnden Quell laben. Dieser Quell hat dem Berge den Namen gegeben. Er besaß die Wunderkraft, daß er jeden gesund machte, der aus ihm trank. Als die Priester das merkten, erbauten sie über dieser Wunderquelle eine Kapelle. Alle, die sich von hier Gesundheit holen wollten, mußten zuvor beten und vor allem tüchtig opfern. Aber sie kamen trotzdem in großer Zahl und brachten reiche Geschenke mit. Nicht nur einzeln machten sie sich dahin auf den Weg; sondern in großen Zügen marschierten sie nach dem heiligen Berge. So groß war die Zahl der Wallfahrer, daß das Kirchlein von morgens bis abends offen sein mußte. Daran erinnert noch eine Redensart. Wenn jemand seinen Mund nicht halten kann und fortwährend schwägt, sagen die alten Leute wohl: „Sin Mul steht immer upp, as de Pollnow'sche Kerf.“ — Heute finden keine Wallfahrten mehr nach dem heiligen Berge statt. Die Kirche ist völlig verschwunden. Nur wenige Feld- und Mauersteine sind die einzigen Überreste. Denn der Quell hat seine Wunderkraft verloren. Und Schuld daran ist eine Frau, die ihre kranke Ziege daraus tränkte. Von Stund an lief den Berg nur gewöhnliches Wasser hinab.



### Der Hühnerberg bei Gr. Reetz (Rummelsburg).

Am Fuße des Hühnerberges liegt ein kleiner See. An einem schönen Sommermorgen machte sich ein junger Jäger auf, seinen Wald zu durchstreifen. Die Flinte auf der Schulter ging er frohgelaunt dahin und war so recht zu lustigen Streichen aufgelegt. Als er in die Nähe des Sees kam, sah er darin ein Mädchen baden. Halt, dachte er, der wirst du mal einen Poffen spielen. Er schlich sich zuerst vorsichtig heran, sprang dann zu und nahm alle Kleider fort, die am Ufer lagen. Wie die Jungfrau das merkte, bat sie den Jäger, ihr doch wenigstens das Hemde wiederzugeben. Sie erzählte ihm auch, daß sie eine verzauberte Prinzessin aus dem Hühnerberge sei, die ohne Hemde nicht in den Berg zurückkehren dürfe. Nun wollte aber der Jäger die Sachen erst recht nicht herausgeben. Und weil ihm die Jungfrau gefiel, sagte er zu ihr: „Nicht weit von hier steht mein schmudcs Forsthaus. Darin wirtschafetet mein liebes altes

Mütterlein. Es wird ihm aber schon recht sauer, und es möchte gern eine Schwiegertochter haben. Komm' mit und werde meine schöne Frau Försterin." Doch davon wollte die Jungfrau nichts wissen. Als sein Zureden aber nichts half, ging der Jäger mit den Kleidern nach Hause. Nun blieb der Jungfrau nur übrig, ihm zu folgen. Sie schlich verschämt hinterdran, kam in das Haus und wurde von der Mutter freundlich aufgenommen. Sie mußte nun dableiben, denn das Hemde hatte der Jäger gleich in seinen Kasten eingeschlossen. Den Schlüssel aber gab er nicht aus den Händen.

Der junge Jäger tat der verzauberten Prinzessin alles zu Gefallen, was er ihr nur an den Augen absehen konnte. Nie lehrte er von seinen Rundgängen zurück, ohne ihr einen schönen Waldblumenstrauß, frische Beeren oder dergl. mitzubringen. All' solche Liebe rührte das Herz der Prinzessin, und sie wurde seine Frau und lebte glücklich und zufrieden mit ihm. Schon waren mehrere Jahre vergangen. Wie waren sie beide glücklich, wenn der Vater seinen blondlockigen Jungen auf dem Schoße und seine liebe Frau im Arme hielt. —

Einmal aber hatte der Jäger den Kastenschlüssel zu Hause liegen lassen. Als die Frau ihn fand, schloß sie schnell die Truhe auf, warf das Hemde über und war spurlos verschwunden. Die alte Mutter kam grade in's Zimmer, als sie das Hemde schon übergeworfen hatte. Sie konnte ihrem Sohne, als er zurückkam, nur melden, wie alles gekommen war. Der machte sich sogleich auf, seine Frau zu suchen. Er kam auf den Hühnerberg. Auf dem Gipfel desselben fand er eine Öffnung, die er sonst nie gesehen hatte. Er stieg hinab, tiefer und immer tiefer. Endlich stand er vor einem stolzen Schlosse, das ringsum von einem hohen Gitter eingeschlossen war. Vor der Türe saß ein großer schwarzer Hund, der ein beschriebenes Blatt im Maule hielt. Das nahm der Jäger und las, wie er in das Schloß kommen könnte. Er machte alles so, wie es darauf verzeichnet war, und es dauerte gar nicht lange, da stand er vor seiner lieben Frau. Die kam ihm herzlich entgegen und küßte ihn. Bald wurde sie indeß traurig und erzählte, daß um Mitternacht der böse Zauberer kommen würde, um ihn aus dem Schlosse zu vertreiben. Aber der junge Mann fürchtete sich nicht. Und richtig! Er hat den Zauberer besiegt, ist mit seiner Frau wieder in sein Forsthaus zurückgekehrt und hat glücklich gelebt bis an sein Ende.



### Woher die vielen Steine auf dem Rummelsburger Bergland kommen!

Zwischen den Städten Bublitz, Pötschow, Rummelsburg und Baldenburg ist das Land sehr bergig. Die Berge sind wohl über 200 m hoch. Sie sind meist bewaldet. Zwischen den Bergen liegen viele Seen. Die Ufer der Seen und die Berge sind mit großen und kleinen Steinen wie besät, so daß die Besitzer scherzend sagen, sie wären die „steinreichsten“ Leute. Wie sind die Steine nun hierhergekommen? Man sagt so: Früher gehörte dies Land eine Zeitlang den Polen. In dieser Gegend wohnte ein polnischer Fürst, ein Starost. Der hatte eine so schöne Tochter, daß man sie den „Stern von Polen“ nannte. Natürlich hatte er auch immer das

Haus voller Freier. Jeder von diesen bemühte sich, das hübsche Mädchen zur Frau zu bekommen. Am meisten Mühe gab sich ein stattlicher junger Mann, der einen verunstalteten Fuß hatte. Eben deshalb aber mochte ihn die schöne Polin nicht. — Bei ihrem Vater aber war er gut angeschrieben, denn er wußte dem alten Feinschmecker immer etwas Besonderes mitzubringen. Bald war es ein vorzüglicher Tropfen Wein, bald eine Pastete, oder auch wohl eine feine Zigarre. Einst saßen die beiden und zechten die halbe Nacht durch. Nach vielem Reden fingen sie an zu wetten. Schließlich kamen sie dahin überein: wenn der junge Mann bis übermorgen ein feines Essen liefern könne, das in der ganzen Gegend noch keiner gekostet habe, so sollte er die schöne Tochter zur Frau haben. —

In der nächsten Nacht machte sich nun der Mann mit dem Pferdesfuß — denn das war der Freier — auf, sauste nach Italien und holte ein Netz voller Fische, die es dort nur gab. Auf der weiten Reise scheuerte jedoch der Fischbeutel durch. Und als er wieder in der Rummelsburger Gegend war, fielen eine Menge dieser Fische hinunter in die Seen. Da waren gerade die Fischer des Polenfürsten beim Fischen. In ihrem Netz fanden sie am Morgen auch einige schöne Fische, wie sie solche noch nie gesehen hatten. Diese wurden fein zubereitet und gebraten dem Herrn zum 2. Frühstück vorgesetzt. Schmeckst du prächtig! — Inzwischen hatte Herr Pferdesfuß sein Fischgericht auch fertig gemacht. Weil er wohl versteht einen Satansbraten zu machen, aber nicht für Beckermäuler zu kochen, bereitete er eine sauer-süße Tunke dazu und machte sich auf zu seinem künftigen Schwiegervater. Der war natürlich sehr gespannt auf das neue Gericht. Als er es aber schmeckte, fing er an zu lachen, daß ihm fast der Atem ausging. Dann sagte er: „Dies neue Gericht habe ich schon heute vor-mittag gegessen, und wie!“ Er ließ jetzt die noch übrigen Fische holen und setzte dem Teufel seine eigenen Fische vor.

Der dumme Teufel hatte also die Wette verloren. Wütend verschwand er. In der Nacht kam er aber wieder aus der Hölle hervor und brachte einen riesigen Sack voller Steine mit. Damit wollte er alle die Seen zuschütten. Unterwegs aber riß der Sack, und die Steine fielen, als regnete es, über die ganze Gegend.



## Streiche der Darfelower.

### 1. Der neue Schneidermeister.

Als der Dorfschneider gestorben war, kamen die Bauern in große Verlegenheit. Sie wußten nicht, wer ihnen nun Röcke und Mäntel machen sollte, aber Schulzen Hans wußte Rat. Er fing einen großen Krebs und sagte, wer so feine Scheren habe, müsse auch ein guter Schneider sein. So wurde der Krebs Dorfschneider in Darfelow. Er sollte nun sein Meisterstück machen und für Schulzen Hans einen Mantel zuschneiden. Ein großes Stück Zeug wurde auf einem langen Schneidertisch ausgebreitet. Dann setzte man den Krebs darauf. Der fing nun an, darauf hin- und herzukriechen, und überall, wo er kroch, schnitt man mit der Schere hinterdrein. Zuletzt war das ganze Zeug zu lauter kleinen Stücken zerschnitten. Da wurden die Bauern über ihren Schneidermeister so ärgerlich, daß sie ihm die Scheren zusammenbanden und ihn eräufelten. Als sie das fertig

gebracht hatten, veranstalteten sie eine große Begräbnißfeier mit Braten und Kaffee und Kuchen.

### 2. Das Erntebier.

Zu den heißen Erntetagen schmeckt ein kühler Trunk doppelt gut. Das wußten auch die Darfsefower und hatten sich darum aus der Stadt ein Faß Bier mitgebracht. Damit aber keiner vorher dabeigehe, brachten sie es zu ihrem Schulzen, der es über Sonntag verwahren sollte. Schulzen Hans wollte aber am Sonntag auch zur Kirche gehen; darum grübelte er immer, wen er wohl als Wächter anstellen könnte. Endlich fiel ihm sein großer Hoshund ein. Sofort holte er den Sultan und setzte ihn neben das Faß. Aber der Hund wollte dort nicht bleiben. Sobald einer vorüber ging, sprang er laut bellend davon. „Warte nur,“ dachte Hans, „dich kriege ich schon“. Er schlug einen Nagel in den Spund und band Sultan mit einem Strick daran. Dann ging er getrost zur Kirche. Er wußte, Sultan ließ sich das Bier von keinem nehmen. Kaum war aber Hans fort, so gingen fremde Leute am Fenster vorüber. Sultan bellte mächtig und machte einen gewaltigen Satz. Dabei riß er den Pfropfen aus dem Faße, und alles Bier lief aus. Es spülte sich einen tiefen Graben, der noch heute der Biergraben heißt.

### 3. Die Pferdeeier.

Einmal fuhr Hans nach der Stadt Stolp zum Wochenmarkt. Da sah er einen Wagen mit Kürbissen stehen. „Was sind das für Dinger“, fragte Hans. Der Verkäufer merkte bald, mit wem er es zu tun hatte und sagte: „Das sind Pferdeeier. Wenn man die auf einem hohen Berge 4 Wochen bebrütet, kriechen junge Füllen heraus.“ Hans wollte sich schon lange ein junges Pferd anschaffen. Darum kaufte er ein solches Pferdeei und fuhr damit nach Hause. Er ging auf einen hohen Berg und fing an zu brüten. Als er schon längere Zeit auf dem Ei gesessen hatte, wollte er es umkehren, damit die andere Seite auch bebrütet würde. Dabei war er aber ungeschickt und stieß den Kürbiß an. Der kam in's Rollen und lief den Berg hinab. Dabei schlug er an einen Wachholberbusch, hinter dem ein Hase saß. Der bekam einen Riesenschreck und rannte wie toll davon. Hans dachte, das wäre das Füllen. Er lief immer hinterher und rief: „Hische! Hische! Kennst du denn deine Mutter nicht?“



### Die Mühle bei Quäsdow.

In der Mitte des Moores zwischen Schlawe und dem Dorf Quäsdow lag eine Mühle. Sie war in der meisten Zeit des Jahres nur schlecht zu erreichen, denn im Moore sind feste Wege schwer zu erbauen. Die beladenen Kornwagen blieben bei nassem Wetter oft stecken; darum fahren die Bauern ihr Brotkorn lieber nach anderen Mühlen.

Der Müller hätte gar zu gerne einen festen Steindamm gehabt. Aber soviel Geld hatte er nicht, um den zu bauen, und so mußte er sich mit dem Wunsche zufriednen geben. Da versprach ihm einst der Teufel, in einer Nacht vor dem Hahnenschrei einen festen Weg herzustellen, wenn er den ersten bekäme, der über den Damm ginge. Der Handel wurde abgeschlossen, und der Teufel ging in der nächsten Nacht an's Werk.

Der Müller meinte, der Böse würde das nicht schaffen, denn der Damm mußte 3 km lang werden. Aber Satan und seine Gesellen arbeiteten so fix, daß bald nach Mitternacht nur noch 100 Schritte fehlten. Und durch die Lust kamen immerfort Bäume, Sand und Steine gesauft. Die sollten ein mächtig tiefes Loch füllen. Da krähte ganz in der Nähe ein Hahn. Den hatte am Tage vorher eine Bauersfrau verloren, als sie nach Schlawe zu Markt wollte. Als der Böse sah, daß er wieder verspielt hatte, warf er Sand und Steine nicht in das Wasserloch, sondern ringsum auf den Damm und in das Moor. — Der Müller fürchtete aber, der Teufel würde sich doch den holen, der zuerst über den Damm ginge. Und damit kein Mensch in seine Hände falle, holte er seine alte Sau aus dem Stalle und lehrte sie über den neuen Weg. Die nahm Luzifer, führte sie hoch in die Luft und warf sie dann hinein in das Wasserloch.



### Von der Stadt Janow.

Die Leute in Pommern necken und uzen sich gern. Fast jeder Ort hat seinen Spott- und Ulnamen. Die Wolliner schimpfen z. B. den Kamminer „Flunderkopp“, und der schreit zurück „Oller Stintkopp“. Treffen sie einen Gollnower, so rufen sie „Klüt, Klüt“, denn die Gollnower nahmen sich früher gern Backobst und Klöße mit auf die Reise. Am meisten angeulkt werden aber die Janower. Janow ist eine kleine Stadt; sie liegt ganz nahe bei Köslin. Trotzdem Janow nur klein ist, kennen die meisten Leute in Pommern sie doch. Von Janow kamen nämlich früher fast alle und heute noch sehr viele Streichhölzer. Dies nur einmal nach auf der Schachtel!

#### 1. Warum die Stadt Janow heißt.

Das war einmal wieder so ein richtiges Hundewetter. Der Sturm heulte und pfiff. Er brach Bäume um und rüttelte an den Häusern und Ställen. Der Regen prasselte nur so hernieder. Noch schlimmer als auf dem Lande, war es aber auf dem Meere. Die Wellen waren haushoch; sie spielten mit den großen schweren Schiffen wie Kinder mit ihren Bällen. Manch ein Fahrzeug schleuderten sie an das Land, daß es zerbrach. So ging es auch einem Segler nahe bei Köslin. Er wurde auf den Strand geworfen, und fast alle, die auf ihm waren, kamen um. Nur 5 Seeleute konnten sich retten. Sie kletterten am Ufer hinauf und standen bald in einem großen Walde. Hier waren sie geschützt vor Wind und Sturm und Regen. Pilze und Beeren gab es genug. Da brauchten sie nicht zu hungern. Auch an Fleisch fehlte es nicht, denn Hasen und Rehe sprangen in Scharen umher. Darum bauten sich die Fünf hier ihre Hütten. — Einmal kam durch den Wald ein großer Wagen voll Zucker, Reis und anderer schöner Sachen. Die gehörten alle einem Kaufmann in Rügenwalde. Nun hatten die Fünfe schon lange keinen Zucker und Kaffee und dergl. mehr gehabt. Darum hielten sie den Wagen an und machten es den Pferden ein ganzes Stück leichter. Als der Fuhrmann nach Rügenwalde kam, erzählte er, daß ihm Räuber die andern Waren weggenommen hätten. Da schickten die Kaufleute einen Boten zu den Räubern. Sie ließen ihnen sagen, wenn

sie das noch einmal täten, würden sie ihnen einen langen dicken Strick als Halsband umlegen und sie dann an den Galgen hängen. Die 5 Räuber lachten aber den Boten aus und gaben ihm einen Spottbrief mit. Unterschriften hatten sie den Brief mit ihren Anfangsbuchstaben J. A. N. O. W. Darüber wurden die Mügenwalder sehr böse. Sie verabredeten sich mit den Köslinern und zogen an einem bestimmten Tage mit allen ihren Knechten und Stadtsoldaten in den Wald und töteten die Räuber. Und die Stelle, wo dies geschah, heißt noch heute Zanow.

## 2. Warum die Zanow'sche Feldmark so klein ist.

Die Zanower hatten sich schon immer darüber geärgert, daß ihr Feld so klein war, und daß die Kösliner eine so große Feldmark hatten. Oft war es deshalb zwischen ihnen und den Nachbarn zu Hant und Streit gekommen; aber die Zanower mußten immer klein begeben, denn die Kösliner waren ja stärker, weil ihrer viel mehr waren. Endlich war den Köslinern das ewige Zanken und Streiten über, und sie wollten mit den Zanowern die Feldmark teilen. Das sollte so gemacht werden: Wenn die Sonne aufging, sollten die Bürgermeister beider Städte, jeder von seinem Marktplatz aus, losreiten, und da, wo sie sich treffen würden, sollte die Grenze sein. Die Zanower wollten es nun recht schlau anfangen. Sie kamen auf ihrem Rathause zusammen und faßen da und grübelten und grübelten. „Unser Bürgermeister muß das schnellste Pferd nehmen,“ sagte ein Spießbürger, „dann kriegen wir die größte Feldmark.“ „Ja, ja,“ riefen da die meisten. Einer aber sagte: „Gewiß ist das Pferd ein stinkes Tier. Aber ein Bulle ist doch viel stärker, und wer stärker ist, kann am längsten laufen. Wir müssen unsern Bürgermeister auf einem Bullen reiten lassen. Der läuft viel weiter als das Pferd, läuft bis hinter Köslin, und dann gehört alles Land uns.“ „So ist's richtig! Das stimmt! Das ist auch wahr! O, ihr dummen Kösliner, euch wollen wir schon kriegen!“ riefen sie nun alle durcheinander. Und weil sie ganz gewiß glaubten, daß sie morgen eine große Feldmark haben würden, gingen sie alle in das Gasthaus und aßen und tranken die halbe Nacht hindurch. Am Morgen war ihnen natürlich der Kopf noch sehr schwer, und sie lagen und schnarchten, als die Sonne schon in ihre Fenster schien. Am längsten schlief aber der Bürgermeister. Den mußten sie erst rütteln und schütteln, daß er überhaupt munter wurde. Als er endlich die Augen aufmachte, steckten sie ihn rasch in die Kleider und setzten ihn auf den Bullen. Dem aber gaben sie ein paar tüchtige Hiebe, daß er aus der Stadt trottete. — Gerade als der Zanower Bürgermeister aus dem Tore kam, hielt da schon der Bürgermeister von Köslin und rief: „Guten Morgen, Herr Kollege!“ Und dabei lachte er, daß ihm der Bauch wackelte, denn die Zanower hatten ihren Bürgermeister verkehrt auf den Stier gesetzt und ihm statt des Zügels den Ochsenschwanz in die Hand gegeben. Nun mußte er wieder umkehren, und die Feldmark blieb so klein wie sie war.

## 3. Wie die Zanower zählen lernten.

Am einem schönen Sonntagmorgen gingen 8 Zanower zum Baden. Bald schwammen sie alle lustig im Wasser umher. Mit einem Male sahen sie eine mächtige Welle kommen. Da wurde ihnen sehr angst. Als die Welle vorüber war, wollten sie wissen, ob auch noch alle da wären. Darum

sing einer an zu zählen: „Zz bin ich, ein, zwei, drei usw.“. Aber er zählte bloß sieben. „D Zz,“ rief er, „einer von uns ist ertrunken. Wir sind bloß noch sieben.“ Das wollten die andern jedoch nicht glauben, und sie singen auch an zu zählen. Aber sie machten es grade so wie der erste, sießen sich aus und zählten immer nur sieben. Da gingen sie traurig an das Land und waren fest davon überzeugt, daß einer von ihnen ertrunken wäre. Wie sie noch so betrübt dastanden, kam ein Mann das Ufer entlang. Der fragte sie, warum sie so traurig seien. „Ach,“ sagten sie, „wir waren acht, als wir zum Baden gingen, jetzt sind wir nur noch sieben: einen von uns hat der See als Opfer behalten.“ Der Fremde aber lachte und sagte: „Das kann ich nicht glauben: ich will auch einmal zählen. Zuvor aber steckt mal alle eure Nasen hier in den weichen Sand.“ Das thaten sie. „So,“ sagte der Mann, „jetzt zählt mal, wieviel Löcher hier im Sande sind!“ Da zählten sie acht und waren froh, daß keiner von ihnen ertrunken war.

#### 4. Die Sparsamkeit der Zanower.

Den Staub und Sand wirbelt der Wind oft hoch in die Luft und läßt ihn auf die Dächer fallen. Von hier spült ihn der Regen wieder herunter. Meistens bleibt er dann in der Dachrinne liegen. Wird nun da ein Samenkorn hinein geweht, so wächst es. So kommt es, daß manchmal hoch oben auf dem Dach Gras, Roggen, Blumen, ja sogar Bäume wachsen. In der Dachrinne am Rathause zu Zanow war auch in einem Sommer Gras gewachsen, beinahe ein ganzer Arm voll. Dies schöne Gras wollten die Zanower nicht unkommen lassen. Sie überlegten lange, was sie damit anfangen sollten. Die einen meinten, es müsse Heu davon gemacht werden. Die andern aber sagten, es lohne nicht, einen Mäher hinaufzuschicken. „Halt,“ rief da ein Schlauer, „ich hab's. Wozu wollen wir uns die Sache so teuer machen und erst mähen, dann trocknen und einfahren. Wir wollen lieber ein Stück Rindvieh hinaufbringen. Das frisst alles gleich ab, und wir sparen viel Arbeit.“ „Ja, ja,“ stimmten alle zu. „Nehmt meine Kuh,“ rief einer; „nein, nehmt meinen schwarzbunten Ochsen,“ schrie ein anderer. So stritten sie lange hin und her, denn jeder wollte das schöne Gras für sein Vieh haben. Endlich kamen sie überein, sie wollten den Bullen nehmen, der der ganzen Stadt gehörte. So wurde es denn auch gemacht. Sie holten den schönen, fetten Stier aus seinem Stalle und stellten ihn eine Leiter an das Rathaus. Aber da wollte der nicht hinaufklettern. Er schüttelte immer den Kopf und brummte: No! No! Ja, nun war guter Rat wieder teuer, und sie trakteten sich lange vergeblich hinter den Ohren. „Hurra,“ schrie endlich einer, „paßt auf, so müssen wir's machen.“ Er band dem Bullen einen langen Strick um den Hals; dann stieg er auf der Leiter bis dicht unter das Dach und ließ das Ende des Stricks durch die Spalten wieder hinab. Nun rief er den andern zu: „Faßt an und zieht.“ Gleich sprangen die Zanower zu und singen an zu ziehen. Der Bulle wollte zuerst nicht hoch, aber die Männer zogen aus Leibeskräften. Bald baumelte er denn in der Luft und strampelte mit den Beinen. Der Strick aber schnürte ihm die Kehle immer fester zu, so daß der Stier in seiner Todesangst die Zunge weit heraussteckte. Da rief der auf der Leiter voll Freuden: „Kia, kia,



hei rückt dat Gras all; tick, wo hei all tickt.“ Als sie ihn endlich oben hatten, merkten sie aber den Irrtum. Sie ließen ihn schnell wieder herunter, allein der Stadtbulle war und blieb tot.

### 5. Der Mauhund in Janow.

In Janow gab es so viele Mäuse, daß sich die Leute vor ihnen gar nicht zu wehren wußten, aber Ragen gab es nicht. Ja, die Janower hatten überhaupt noch keine Raze gesehen. Eines Tages kam ein wandernder Handwerksgefelle nach der Stadt und kehrte in einem Gasthose ein. Sein Kelleisen war leicht; woran er noch am schwersten zu tragen hatte, das war eine große Raze. Er setzte sich in dem Gasthause an einen leeren Tisch. Sein Kater saß schurrend neben ihm auf der Bank. Mit einem Male sprang er herunter und hielt ein quiekendes Mäuschen im Mause. Die Janower, die am andern Tische saßen, sperrten Mund und Nase auf. So einen Mausejäger hatten sie noch nie gesehen, und sie fragten, was das für ein Tier sei. Der Wanderbursche sagte, es wäre ein Mauhund, der wüрге alle Mäuse. Da holten die Janower rasch ihren Bürgermeister und kauften dem Handwerksburschen die Raze für ein schönes Stück Geld ab. Fröhlich zog der wandernde Gefelle weiter. Als er eine Strecke gegangen war, kam ihm ein Janower nachgelaufen. Der rief schon von weitem: „He, guter Freund, ihr habt uns nicht gesagt, was der Mauhund frißt!“ „Ach,“ sagt der Handwerksmann, „alles, was man ihm beut.“ Der Janower war aber schwerhörig und verstand: Vieh und Leut. Er bekam natürlich einen großen Schreck, lief entsetzt zurück und erzählte es seinen Mitbürgern. Nun war die Not groß, denn alle fürchteten jetzt, das Untier würde sie auffressen. Am liebsten hätten sie es totgeschlagen; aber es wagte sich keiner heran, keiner wollte sein Leben riskieren. Loswerden aber mußten sie es, mochte es kosten, was es wolle. Da machte einer den Vorschlag, das Ungeheuer zu verbrennen. Gesagt, getan. — Sie machen im Gasthause alle Türen und Fenster zu und stecken es an. Hei, wie das lustig brennt! Bis zum Himmel steigen die Flammen empor. Schon ist das Dach heruntergebrannt. Die Fensterläden brennen lichterloh. Von der Hitze springen die Fensterscheiben, daß es nur so kirtt. Da kommt plötzlich mit einem riesigen Sage durch eins der zerbrochenen Fenster die Raze heraus und läuft geradezu in ein anderes Haus. Gleich wird auch hier alles fest geschlossen und dann angezündet. Kaum brennt das Haus, so klettert die Raze durch den Schornstein, läuft über ein paar Dächer und rettet sich in ein drittes Haus. Auch das wird verbrannt. Wieder rettet sich die Raze. Aber wo sie auch hinläuft, überall wird angezündet. Endlich im letzten Hause verbrannte sie mit. Da wurden die Janower froh, daß sie mit dem Leben davon gekommen waren. Häuser und Scheunen mußten sie freilich neu bauen, aber der Mauhund war fort, und die Mäuse waren mitverbrannt.

### 6. Die Kirche in Janow.

Die Janower hatten sich eine neue Kirche mitten auf den Markt gebaut. Als sie fertig war, gefiel sie ihnen aber nicht recht. Sie stand nämlich so, daß der kalte Wind immer grade in die Tür hineinpustete. Und nun saß sich's gar nicht schön darin. — Abreißen wollten sie das Gebäude deswegen jedoch nicht, denn der Bau war zu teuer. Aber sie

wollten einmal probieren, die Kirche ein bißchen herum zu schieben. Eines Tages ließ der Bürgermeister alle Männer von Zanow auf den Markt kommen. Sie sollten die Kirche weiter schieben. Damit es aber auch nicht zu weit würde, zog er seinen Rock aus und legte ihn an die bestimmte Stelle. Nun mußten alle den Kopf gegen die Wand setzen und schieben. Und sie drückten und schoben so, daß Haut und Haare an der Mauer sitzen blieben. — Wie sie alle so mit dem Kopf an der Mauer standen, ging ein Handwerksbursche vorbei. Der sah den schönen Rock da liegen. Und weil seiner schon schlecht war, nahm er rasch den vom Bürgermeister, und heidi ging's aus der Stadt. — Als die Zanower eine ganze Weile geschoben hatten, wollte der Bürgermeister einmal nachsehen, ob es auch schon weit genug wäre. Wie er seinen Rock nicht mehr sah, rief er: „Halt! Halt! Schon viel zu weit!“ Da kamen die andern und sahen auch zu und dachten, der Rock läge jetzt unter der Kirche. Aber zurückschieben wollten sie das Gebäude nicht, weil das doch eine zu schwere Arbeit war. Sie hatten fast alle Kahlköpfe bekommen. — Seitdem sagt man wohl zu einem Manne mit einer kahlen Platte: „Du häst ud woll schube hulpe an de Zanowsche Kirch?“

#### 7. Der Heringsteich.

Hering und Pellkartoffeln aßen auch die Zanower sehr gern. Aber wenn dem Kaufmann früher einmal der Hering all' wurde, dauerte es öfter sehr lange, ehe er wieder welchen bekam; denn damals gab es noch keine Eisenbahnen, und die Frachtwagen fuhren nur sehr langsam. Also den Hering wollten die Zanower nicht geru missen. Da dachten sie: der Hering ist ein Fisch, wie alle Fische sind. Er lebt im Wasser, und wenn wir Fische in das Wasser setzen, legen sie Eier, und dann werden es immer mehr. So müssen wir es mit dem Hering auch machen. — Sie tauchten sich also eine Tonne voll schöner, großer Salzheringe und setzten sie alle in einen Teich. Sonntags und auch an den Sommerabenden gingen sie öfter hin und sahen zu, ob schon junge Heringe drin wären. Allein es war keiner zu sehen. Manchmal aber rührte sich etwas im Wasser. Dann freuten sie sich und dachten: Et wei, es werden schon mehr! — Wie es nun Herbst war, und die frischen Kartoffeln lagen schon im Keller, da wollten sie ihren Hering holen. Jeder nahm eine Schüssel oder ein Fischnetz oder sonst etwas, wo die Heringe hinein sollten, und dann ließen sie das Wasser aus dem Teich ablaufen. Soviel sie aber auch guckten, von Heringen sahen sie nicht einen Schwarz. Doch ganz unten im Teich, da bewegte sich etwas. Als sie es herausholten, war es ein großer Aal. Da schrien alle: „Der dämliche Aal hat unsern Hering aufgefressen, dafür wollen wir ihn ersäufen.“ Sie gingen also an einen ganz tiefen See und warfen ihn weit hinein. Wie der Aal merkte, daß er wieder im Wasser war, machte er die lustigsten Sprünge. Die Zanower aber sagten: „Das Ertrinken ist doch ein bitterer Tod. Seht bloß, wie er sich quält.“

#### 8. Wie die Zanower den Brunnen ausbessern wollen.

Den Zanowern war einmal die Brunnenkette gerissen. Früher hatte man nämlich nicht solche Pumpen wie heute. Wenn man da einen Brunnen bauen wollte, grub man ein Loch in die Erde, so tief, bis Wasser kam. Dann wurden zwei Pfähle eingeschlagen und eine Rolle darüber gelegt.

An der Rolle war eine Kurbel zum Drehen. Über die Rolle lief ein Strick oder eine Kette, und daran hing ein Eimer. Den Eimer ließ man hinunter in's Wasser und drehte ihn, wenn er voll war, wieder herauf. — Also die Kette war gerissen, und der Eimer war hineingefallen. Mit langen Haken hatten die Leute schon versucht, ihn wieder herauszufischen, allein es ging nicht. Aber Wasser mußten sie doch haben! Was war da zu tun? Nach langem Nachdenken sagte der Bürgermeister: „Hallo! So wird's gemacht! Ich hänge mich oben an die Rolle. Du faßt mich um den Leib und hältst dich ordentlich fest. An dich hängt sich dein Nachbar, und so geht es weiter, bis wir unten sind. Der letzte nimmt den Eimer, und dann klettert einer nach dem andern wieder hoch.“ — Richtig! Der Bürgermeister hängt sich oben an die Rolle, und die andern klettern hinunter. Einer hängt immer am andern. — Bald wurde dem Bürgermeister die Last zu schwer, und seine Hände wollten von dem runden Holz abgleiten. Da sagte er: „Haltet euch gut fest, ich muß mir einmal in die Hände spucken, daß ich besser festhalten kann!“ „Man zu!“ riefen die von unten. Als aber der Bürgermeister los ließ, stürzte er mit allen andern in den Brunnen, und alle mußten jämmerlich ertrinken. Seitdem sind die Lanower jedoch schlauer geworden.



### Das Irrlicht.

Wandernde Leute wollen häufig an dunkeln Abenden oder in finstern Nächten Irrlichter, d. h. kleine, blaue, vor ihnen hertanzende Flammen bemerkt haben; andere wieder lockte ein ruhiges Lichtlein an, das aus einem schützenden Häuschen zu strahlen schien. Wenn sie dem Scheine aber nachgingen, führte der Weg stets in ein grundloses Moor oder Wasser, das sicheren Tod brachte. Kluge Leute meinen, solche Irrlichter wären Gas, das aus dem Wasser stiege. Allein das glaubt das Volk nicht. Es behauptet vielmehr, Irrlichter sind die Seelen solcher Kinder, die vor ihrer Taufe gestorben sind. Diese Ungetauften können nicht in den Himmel und müßten solange als Irrlicht umherwandern, bis sie erlöst würden. Von der Erlösung eines solchen, erzählt uns folgende Geschichte:

Ein armer Tagelöhner ging den ganzen Winter hindurch Tag für Tag in den Wald, um Holz zu fällen. Schon ganz früh machte er sich immer auf den Weg zur Arbeit und kam erst abends wieder. Einst wachte er in der Nacht auf. Der Mond schien sehr helle. Da glaubte der Mann, es sei schon Morgen. Er weckte darum seine Frau, die ihm schnell den Morgenimbisß fertig machte. Als der Mann nun gefrühstückt hatte, nahm er seine Art und ging dem Walde zu. Er war schon eine ganze Strecke gegangen, da hörte er die wilde Jagd kommen. Nun wußte er, daß noch die Geisterstunde sei, und er viel zu früh aufgebrochen wäre. Allein umkehren konnte er nicht mehr. Die wilde Jagd hätte ihn eingeholt. Darum zeichnete er um sich einen großen Kreis, machte drei Kreuze und stellte sich in die Mitte des Kreises. Kaum stand er drin, so kam ihm ein Kindlein zwischen die Füße gerannt. Es klammerte sich fest an ihn und bat recht flehentlich, er solle es bei sich behalten, bis die wilde Jagd vorüber wäre. Die sei hinter ihm her, und wenn sie es in

dieser Nacht bekäme, so wäre es auf ewig verloren; wenn es aber ent-  
wischen könne, so sei es erlöst und werde in den Himmel aufgenommen.

Inzwischen war auch die wilde Jagd herangefommen. In der Luft  
heulte und pfiff es schrecklich. Dazwischen klafften und bellten ganze Scharen  
von Hunden. Hörner bliesen lange schauerliche Töne und hundert wilde  
Kehlen brüllten: Hallo! hallo! hoho! —

Angstlich schmiegte sich das Kind an den Holzhauer, dem selbst ganz  
bange wurde. Noch größer wurden aber Angst und Schrecken, als plötzlich  
am Kreise 3 starke, schwarze Hunde erschienen. Wild bligten ihre Augen.  
Weitgeöffnet standen die großen Mägen, in denen die scharfen, weißen Zähne  
glänzten. Bald darauf erschienen drei Jäger und verlangten das Kind.  
Aber der Holzhauer verweigerte es ihnen. Sie stuchten und tobten und  
langten nach ihm, allein immer vergebens; denn in den bekreuzten Kreis  
durften die Unholde nicht hinein. Als ihr Drohen nicht half, boten sie  
dem Manne eine gefüllte, schwere Geldtase an. Wohl hätte der Tage-  
löhner das Geld gerne genommen, aber er wollte das arme Menschenkind  
doch nicht ewig verloren sein lassen, darum lehnte er das Geld ab. Da  
fiel die gefüllte Geldtase dem Jäger aus den Händen und blieb in dem  
Kreise liegen. Wütend forderten die Unholde jetzt entweder das Geld oder  
das Kind. Der Tagelöhner jedoch antwortete, das Kind bekämen sie nicht;  
ihr Geld habe er nicht verlangt, das könnten sie sich ja nehmen. Das  
konnten sie aber nicht; und nachdem sie noch eine ganze Weile gebettelt  
und gefordert, gedroht und gezankt hatten, schlug die Uhr im nahen Kirch-  
thurm 1. Da verschwand der ganze Spuk, und das Kind war gerettet.  
Wie glänzten seine Augen nun voller Freude, als es dem braven Manne  
danke! Es bat ihn, jetzt die Augen zu schließen, denn er dürfe nicht  
sehen, wo es bleibe. Der Mann aber meinte, für die Errettung müßte  
er das wenigstens sehen. Nach vielem Bitten versprach er, auch nur mit  
einem Auge nachschauen zu wollen. Und siehe! Der Himmel tat sich auf,  
und hernieder schwebten die himmlischen Heerscharen. Und zwei goldlockige  
Englein kamen, faßten das Kind bei der Hand und stogen mit ihm hinein  
in den strahlenden Himmel. Von all dem Glanz aber erblindete der Tage-  
löhner auf dem einen Auge. Doch er hatte seine beiden Augen jetzt auch  
nicht mehr so nötig. Zu arbeiten brauchte er nicht mehr, denn die Geld-  
tase machte ihn fortan zum reichen Manne.



### Die Gründung der Stadt Kolberg.

Die Gegend, wo heute Kolberg liegt, war früher ein einziger großer  
Wald und Morast. Auerochsen, riesige Hirsche, Wölfe und viele andere  
Tiere hausten darin. Oft wurden große Jagden auf diese angesetzt. Einst  
waren wieder viele Herren zu einer Treibjagd vereinigt. Einer der Jäger  
verfolgte mit seinen Hunden einen starken Hirsch. Bei der hitzigen Ver-  
folgung stürzte einer der Hunde auf dem Zillenberge in eine Pfütze. Als  
er sich nicht alleine herausarbeiten konnte, fing er kläglich an zu heulen.  
Da eilte sein Herr herbei und zog ihn aus dem Wasser. Die anstrengende  
Jagd hatte ihm Durst gemacht. Da wollte er sich durch einen kühlen  
Trunk aus der Wasserstelle nebenan laben. Allein unwillig goß er es,  
nachdem er's gefostet hatte, auf die Erde, denn es schmeckte sehr salzig. Er

sagte aber niemand davon, sondern machte sich in der nächsten Zeit auf und reiste zum Fürsten des Landes. Der gab ihm und seinen Verwandten das Recht, das Salz der Quellen auszunutzen. Sie bauten ihre Hütten in die Nähe der Salzquellen, und es entstand hier nach und nach der Ort Kolberg, den man auch wohl Salzkolberg nannte.



### Freundestreue.

Die mächtigsten und gewaltigsten Geschlechter in der alten Stadt Kolberg waren die Schlieffen und die Adebare, die schon seit langem in ständiger Feindschaft lebten. Aber zweie von ihnen, Niklas Schlieffen und Benedikt Adebar, waren trotz allem liebe Freunde geworden. Eines Abends hatten beide in guter Gesellschaft gezecht. Schlieffen war zu rechter Zeit nach Hause gegangen. Adebar war noch im lustigen Kreise geblieben und hatte, als er nach Hause ging, an Schlieffens Tür geklopft. Der hatte kaum die Stimme des Freundes erkannt, als er aufsprang, um ihn einzulassen. In übermütiger Weinlaune stieß Adebar im selben Augenblick mit dem Schwert durch die Tür und hörte drinnen sofort einen schmerzlichen Aufschrei. Als er die Türe aufriß, fand er den Freund stark blutend am Boden liegen. Sofort waren Rausch und Übermul verflohen. Er verband die Wunde und beteuerte immer wieder, daß er ja nicht aus böser Absicht, sondern lediglich aus weinseligem Übermut die Dummheit begangen habe. Niklas glaubte seinem Freunde das ohne weiteres. Weil er aber fühlte, daß er sterben müsse, riet er, Benedikt möge fliehen, sonst würden ihn seine Verwandten auch töten. Adebar aber wollte nicht fliehen; so wurde er gefangen und vor Gericht gestellt. Obwohl die Adebars sich erböten, jegliches Sühn- und Lösegeld zu zahlen, ließen sich die Schlieffen auf nichts ein und setzten Benedikts Verurteilung zum Tode durch. Danach aber wollten sie sich großmütig zeigen und ihm das Leben schenken. Aber sie hatten falsch gerechnet. Benedikt erklärte, er wolle lieber bei seinem guten Gefellen und Bruder Niklas sein, denn als verurteilter Mörder leben. Frei und stolz ging er zum Kirchhof; der Rat und die ganze Stadt begleiteten ihn wehklagend, und willig erlitt er hier den Tod.



### Der Schloßberg bei Bütow.

Eine Viertelstunde südlich von Bütow befindet sich ein 30 m hoher, steiler Berg. Auf ihm hat früher das Schloß des Marschalls Beer gestanden. Der Berg heißt auch noch heute der Schloßberg. —

In der Nähe des Schloßberges sprudelt ein Quell hervor. Er ist so wasserreich, daß er schon nach kurzem Lauf eine Mühle treiben kann. Diese Mühle gehörte einst einem reichen Müller, dem drei Töchter die Wirtschaft führten. Nach den reichen, hübschen Müllerstöcktern kamen bald die Freier. Aber der Vater wollte keiner seiner Töchter die Erlaubnis zum Heiraten geben. Darüber wurden diese so ergrimmt, daß sie in der Nacht den schlafenden Vater im Teiche ertränkten. Zur Strafe dafür wurde jede in einen Berg verwandelt. Und diese drei Berge schließen noch heute das Jungferntal und die Jungfernmühle ein. In stillen Mond-

scheinmächten hat schon mancher Bütower hier das Klagen und Stöhnen der Jungfern gehört.

Aber hier ist es auch außerdem nicht recht geheuer. Manchem ist hier schon sonderbares passiert. Ein Bürger aus Bütow ging einst sehr frühe — es war noch fast Nacht — in dem schönen Jungferntal spazieren. Plötzlich tauchte in dem Bache vor ihm eine weiße Frauengestalt auf. Der Spaziergänger glaubte, es sei eine Müllerstochter und ging deshalb weiter. Aber bald kam dieselbe Gestalt an einer andern Stelle zum Vorschein. Nun zweifelte der Mann nicht länger daran, daß er es mit der verzauberten Prinzessin des Schloßberges zu tun habe. Seine Neugier wuchs mit jedem Augenblick. Endlich faßte er sich ein Herz und wünschte ihr einen guten Morgen. Freundlich dankte ihm das Mädel, trat aus dem Bach heraus und bat ihn, er möchte ihr doch ihren Herzenswunsch erfüllen. Sie sei vor undenklicher Zeit mit ihrem Schlosse verzaubert worden und möchte so gern endlich erlöst werden. Der Mann sagte, wenn er das fertig bringen könne, wolle er es gerne tun. Nun berichtete ihm die Prinzessin: wenn er sie erlösen wolle, müsse er sie auf den Kirchhof tragen; er dürfe dabei aber kein Wort sprechen und sich auch nicht umsehen, was auch geschehen möge.

Da nahm sie der Bütower auf die Schulter und schritt dem Kirchhof zu. Als sie näher an das Leichenfeld kamen, umtanzten ihn allerlei Geister und Gespenster. Doch erkehrte sich an nichts. Mit einemmale wurde ihm die Mütze vom Kopfe gerissen. Da vergaß er sein Versprechen und sah sich um. In demselben Augenblick ertönte ein gellender Ausschrei, — und die Jungfrau war verschwunden.



### Das verwünschte Königreich bei Belgard im Kreise Lauenburg.

Wenn man die Chaussee von Lauenburg über Neuendorf wandert, geht man zwischen wogenden Korn- und Weizenfeldern dahin. Das Land ist bergig bis zu dem Dorfe Belgard. Hier hören aber die Berge auf und alles wird flach und eben und senkt sich allmählich zum Lebamoor und zur Ostsee hinab. Von den Bergen bei Belgard geht mancherlei Sage. Burgen und Schlösser sollen hier gestanden haben. Ja ein ganzes Königreich soll verschwunden sein. Woher man das weiß? Nun die Dorfleute haben schon öfter aus dem verzauberten Berge zwei weiße Gestalten kommen sehen. Zuweilen hat es so geschienen, als wollten diese mit den Leuten reden. Aber wenn die Menschen näher kamen, verschwanden die Frauengestalten immer wieder. — Nun lebte einmal in dem Dorfe ein frommer Knecht. Der spielte nicht Karten und trank nicht. Er war immer fleißig und ordentlich, so daß ihn jeder Bauer gern in seinen Dienst haben wollte. Der lag eines Sonnabends in seiner Stallkammer und schlief. Dicht dabei standen die Pferde und lauten ihren Hafer. Da knarrte die Stalltür, und die beiden Schloßjungfrauen kamen herein. Aber sie waren heute ganz schwarz gekleidet, als ob sie Trauer hätten. Sie kamen dicht an das Bett des Knechtes und sagten: „Ach, wir haben eine große, große Bitte.“ Da antwortete der Knecht: „Sagt mir, um was es sich handelt; wenn ich kann, so will ich euch gerne helfen.“ — Nun fing die eine an zu erzählen:

Wir sind die Töchter des Königs von dem verwünschten Reiche. Ach, schon lange warten wir auf Erlösung. Jetzt ist die Zeit gekommen, und du kannst uns erlösen. Du mußt aber mitkommen auf den Friedhof. Da liegt der goldene Schlüssel zu unserm Schloß. Wenn du den hast, gehst du dreimal mit uns um den Friedhof. Du darfst dich aber um nichts kümmern, was auch geschieht. Und wenn die Toten aus den Gräbern kommen und Löwen und Tiger auf dich losstürzen, fürchte dich nicht, sie können dir nichts tun. Wenn du dreimal um den Kirchhof gegangen bist, wird ein furchtbarer Donnerschlag die Erde erzittern lassen. Danach steigt das Schloß und das ganze Königreich aus der Erde hervor. Der König und die Königin kommen und begrüßen dich und machen dich zum Könige. Deinen Vater und deine Mutter und alle deine Verwandten kannst du in dein Königreich nehmen und selige Tage mit ihnen verleben bis zum Untergang der Welt. Aber die Städte und Dörfer hier und alle Menschen darin, die müssen untergehn, wenn das Königreich emporsteigt.“ — Als der Knecht diese Worte hörte, sagte er traurig: „Ich hätte euch gerne geholfen, aber das kann ich doch nicht tun. Was für ein Jammer müßte das werden, wenn alle Menschen, die hier leben, durch mich untergehn sollten.“ Noch einmal stellten ihm die beiden Jungfrauen alle Herrlichkeit vor und quälten ihn, sie doch zu erlösen. Er aber ließ sich nicht erbitten und antwortete nur: „Ich bin bisher ein Knecht gewesen und will's auch ferner bleiben mein Leben lang.“ Da gingen die Prinzessinnen traurig fort und sagten: „Nun müssen wir wieder 100 Jahre warten.“ — Seit jener Zeit hat man sie nicht wiedergesehen. Wie es aber in dem verwünschten Königreich aussieht, hat man doch erfahren. Auf dem Gipfel des Schloßberges war eine unergründlich tiefe Kluff. Die Leute hätten wohl gerne einmal gewußt, wohin die führte, aber hinabsteigen mochte keiner. Nun hatte der Rat der Stadt Lauenburg ein Paar große Bösewichter im Gefängnis. Für alle die vielen Frevel und Verbrechen hatten sie reichlich den Tod verdient. Diesen Beiden versprach man Leben und Freiheit, wenn sie in den Berg stiegen und Bescheid brächten, wie es dort unten aussähe. Die beiden Todeskandidaten dachten: „Sterben müssen wir doch; ob's dann hier oben auf der Erde geschieht oder unten im Berge, das ist gleich.“ Sie ließen sich also an langen, langen Stricken hinab. Nach vielen Stunden zog man sie wieder herauf, und sie erzählten: „Wir kamen zuerst in einen wunderschönen, großen Garten. Mitten drin stand ein Baum voll lieblicher weißer Blüten. Die dufteten, daß es eine Pracht war. Aber wir durften nichts anrühren. Im Garten trafen wir ein Kind. Das führte uns über einen großen blumigen Ager. Der ganze Ager war prächtig wie ein Teppich, so schön hatten die Gärtner die Blumen in den grünen Käfen gesetzt. Hinter dem Ager erhob sich ein stolzes Schloß. Aus demselben erkönte eine so schöne Musik, wie wir sie noch bei keinem Königsball gehört haben. Im Schlosse aber saß auf einem silbernen Throne der alte König. In seiner rechten Hand hielt er einen Brief. Den gab er dem Kinde, und das brachte ihn uns. Und hier ist der Brief. Nun lest selbst, was darin steht.“ Damit übergaben sie dem Rat einen Brief. Der Brief ist aber später verschwunden, und heute weiß keiner mehr, was darin gestanden hat. — Warum das Schloß und das ganze Königreich versunken sind? Ja, das weiß auch keiner genau. Aber

manche sagen, daran ist eine Königstochter schuld. Das war eine wilde Hunnmei. Jagen, schießen und reiten war ihr Vergnügen. Selbst sonntags tobte sie in Feld und Wald umher. Eines Sonntags fauste sie auch wieder wie der Sturmwind durch die Wälder hinter Hirschen und Rehen dahin. Aber sie konnte nichts Rechtes erjagen. Ärgerlich machte sie sich auf den Rückweg. Da kam sie an einem Kreuzwege vorbei, an dem das Bild der Mutter Maria mit dem Jesusknaben stand. Voll Übermut und Ärger spannte sie den Bogen. Der Pfeil schwirrte durch die Luft und steckte bald mitten im Herzen der Maria. Und da ist das Furchtbare geschehen, und Schloß und Königreich sind versunken.



### Der Krieg zwischen den Lebaern und Uhlینگern.

Zwischen den Bewohnern der Stadt Leba und den Bauern aus Uhlینگern entstand einmal Krieg. Da rüsteten sich die Lebaer zur Schlacht. Sie nahmen Ruder und Rezhaken, Zaunpfähle, Schmiedehämmer, Ätze, Beile und was sie sonst als Kriegswaffen brauchen konnten. Die Uhlinger hatten Senfen, Dreschflegel, Heugabeln und sogar eine alte Vogelflinte unter ihrer Kriegsrüstung. So schwer gewaffnet zogen die Feinde gegen einander. An der Spitze der Lebaer ritt, seinem Heere weit voran, das Oberhaupt der Stadt auf einer Kuh. Vergnügt laute sein stolzes Reittier ein Maul voll saftiger Kräuter und schlug rechts und links mit dem Schwanz. Doch was war das? Schossen die Uhlinger schon? Der Bürgermeister hörte ein lautes Summen dicht an seinem Ohr. Im nächsten Augenblick flog ihm etwas hart gegen die Stirn, und wie ein Mehlsack stürzte er auf die Erde. Es war aber nur ein Mistfäßer gewesen, der bei seinem ungeschickten Flug den Bürgermeister zur Strecke gebracht hatte.

Als die Kuh ihren Reiter los war, schaute sie sich verwundert um, brüllte: Na nu! stellte sich recht breitbeinig hin, wie sie das immer bei einer gewissen Berrichtung tut und blieb stehen.

Mittlerweile war der Bürgermeister wieder erwacht. Er fühlte, daß es rings um ihn naß war und rief: „Kinder, rettet mich, verbindet mich! Ich verblute hier!“

Als die Lebaer hörten, daß ihr Anführer vom Todesstrahl getroffen war, liefen sie alle davon, und die Uhlinger gewannen die Schlacht. Seitdem ist es niemandem zu raten, wenn er nach Leba kommt, zu fragen, ob der Bürgermeister schon wieder zu Hause sei.



### Der Lindwurm im Lebamoor.

Zu beiden Seiten des Lebaflusses zieht sich, von Lauenburg an, ein breites Moor hin. Es heißt das Lebamoor. Hier hauste vor vielen, vielen Jahren ein Lindwurm. Das Ungeheuer war wohl 10 m lang. Der Lindwurm fraß den Bewohnern das Vieh weg. Er raubte auch Menschen, wenn er sie fassen konnte. Ja, alle Jahre mußten ihm die Leute ein junges Mädchen geben, sonst verwüstete er alles. —

Bei dem Dorfe Gr. Podel liegt ein Berg, der ist an 50 m hoch. Diesen erstieg der Lindwurm immer, wenn er das weite Meer nach Beute



überblicken wollte. Dabei trat er sich allmählich einen festen Steig in das weiche Erdreich. Noch heute wächst dieser Steig nicht zu. Er bleibt immer kahl, während ringsum alles mit Heidekraut bedeckt ist. — Nun lebten damals am Lebamoor sieben wilde Gesellen, die niemandem gehorchen wollten. Man nannte sie nur die Moorkönige. Sie hielten sich wie Könige ein großes Heer. —

Auf ihrem Gebiet wütete der Lindwurm am meisten. Sie hatten schon oft versucht, ihn zu töten. Allein das Ungeheuer war so fürchterlich, daß Roß und Reiter bei seinem Anblick davon liefen. — Einst hatte einer ihrer Reiter ein schweres Verbrechen begangen und dafür den Tod verdient. Die Moorkönige wollten ihm aber das Leben schenken, wenn er das Land von dem Ungeheuer befreite: Der Reiter dachte: Wer nicht wagt, der nicht gewinnt! und rüstete sich zu dem schweren Kampfe. Zunächst wählte er sich ein mutiges, junges Pferd. Danach ließ er sich eine schwere Lanze machen und ein scharfes Schwert geben. Dann zog er getrostem Mutes dem Ungeheuer entgegen.

Schon von weitem konnte er an dem glühenden Atem die Stelle erkennen, wo der Lindwurm lag. Als er näher kam und das scheußliche Vieh sehen konnte, wurde sein Pferd sehr unruhig und wollte nicht vorwärts. Durch Klopfen und Streicheln beruhigte er es aber wieder und brachte es immer näher heran. Der Lindwurm lag noch immer und schlief. Als der Reiter schon ziemlich nahe war, drückte er seinem Roß die Sporen tief in die Seiten. Das geängstigte Tier machte einen gewaltigen Satz und stand im nächsten Augenblick neben der Bestie. Darauf hatte der unerfahrene Reiter gewartet und stieß nun seine Lanze tief in den offenen Schlund des Lindwurms. Der aufgeschreckte böse Wurm ließ unter Feuer und Qualm ein juchzendes Geheul hören. Von Schmerz gequält, richtete er sich hoch auf. Dann stürzte er vorne nieder, schlug aber fürchtbar mit dem Schwanz um sich. Ein Schlag traf das Pferd und zerbrach ihm das Kreuz. Wie der Blitz war unser Reiter vom stürzenden Pferde abgesprungen. Jetzt faßte er mit beiden Händen das Schwert, und wie der Lindwurm sich wieder hob, stieß er es ihm tief in den Bauch. Ein dicker Strahl schwarzen Blutes schoß aus der Wunde. Aber noch war das Vieh nicht sterbensmatt. Es roste hinter dem fliehenden Menschen her, der nun keine Waffen mehr hatte, bis es endlich zusammenbrach. In seinen Todesschmerzen steckte es den Kopf tief in das Moor. Das fing von dem glühenden Atem an zu brennen, und es entstand ein fürchterlicher Moorbrand. Sieben Jahre hat das Moor gebrannt. Davon rühren noch all die verkohlten Baumstämme her, die man überall im Moore findet.



### Die sieben Lebaer im Himmel.

Der Strand von Leba hat sehr oft erlebt, daß die tobende See Schiffe in dem flachen Wasser scheitern ließ. Als die Lebaer noch keine Christen waren, brachte ein gestrandetes Schiff für sie immer frohe Feste. Sie kümmerten sich nicht um die Menschen, die da in Not waren. Wochten die doch untergehn! Wenn nur die Wellen erst das Schiff zerschlugen und zerbrachen und alle Ladung an den Strand warfen! Dann fischten sie von dem Strandgut auf, soviel sie nur konnten, schafften es nach Hause und

lebten herrlich und in Freuden. Daß sie damit eigentlich Räuberei trieben, fiel keinem ein. — Einst waren sieben Lebaer gestorben. Sie waren in ihrem Leben keine Engel gewesen und hatten nun gewaltige Angst, daß sie nicht in den Himmel kommen würden. Aber sie hatten Glück. Als sie an die Himmelstür kamen, stand diese weit auf. Petrus, der sonst immer an derselben Wache hält, war grade nicht da. Zink schlüpfen die Lebaer hinein und mischten sich unter die andern Himmelsbewohner. Die ersten Tage waren sie auch ganz manierlich. Bald aber fingen sie an, mit allen zu zanken, machten Radau und tobten. Petrus wußte schon gar nicht mehr, was er mit den wüsten Gesellen anfangen sollte. Da wurde er eines Tages wieder an die Himmelstür gerufen, die er jetzt nicht mehr offen ließ. Wie er hinauschaute, stand da ein alter Mann und bat um Einlaß. Petrus fragte, wer er wäre, und woher er käme. Wie der nun sagte, er sei bei Leba zu Hause, schnappte Petrus die Türe zu und sagte, er habe von den sieben Lebaern gerade genug; mehr könnte er nicht gebrauchen. Aber der Alte bat und bat. Schließlich versprach er, die Sieben wieder aus dem Himmel zu schaffen, wenn Petrus ihn einlasse. Darauf ging Petrus ein. Er öffnete ein wenig die Thür. Der Mann steckte den Kopf hinein und rief laut: „Schep an Strand! Schep an Strand!“ Kauu hörten das die Lebaer, so stürzten sie aus der offenen Himmelstür. Der Alte schlüpfte hinein, und Petrus schloß zu. Die sieben Strandräuber aber sind nicht wieder in den Himmel gekommen.



### Vom klugen Kathrinchen.

Es war einmal ein Graf, der dachte, er wäre der klügste. Der wollte nur eine Frau heiraten, die ebenso klug wäre. Weil er solche aber nirgends finden konnte, ließ er es in allen Landen ausrufen. Nun lebte in dem Dorfe des Grafen ein wunderschönes Mädchen, das war Kathrinchen, des Besenbinders Tochter. Das wollte lieber Frau Gräfin werden, als das ganze Leben lang Besen binden. Als der Vater vom Markte heimkam, schickte Kathrinchen ihn auf das Schloß und ließ dem Grafen sagen, sie wolle seine Frau werden, denn sie sei so klug wie er. Mit Bittern und Hagen ging der arme Besenbinder hin. Aber der Graf redete freundlich mit ihm und sagte: „Wenn deine Tochter wirklich so klug ist, will ich sie zur Gräfin machen; aber erst muß ich sie prüfen“. Damit lief er in die Küche und kochte eine Mandel Eier, ließ sie kalt werden und packte sie in einen Korb mit Häcksel. Den Korb gab er dem Alten und sprach: „Bring das deiner Tochter. Sie soll die Eier ausbrüten, aber ganz allein, und die Rücken soll sie mir auf das Schloß tragen.“ — „Ach, du mein Gott,“ seufzte der Besenbinder, „das kann mein Kathrinchen nicht, es ist zu schwer und drückt die Eier entzwei.“ Aber er nahm den Korb und richtete alles aus, wie es der Graf befohlen hatte. Als Kathrinchen die Eier ausgepackt hatte, legte es dieselben in's Wasser und merkte sogleich, daß sie gekocht waren. Da nahm es eine Netze unreifer Hirseförner und kochte sie, bis sie plagen wollten. Dann nahm es den Topf vom Feuer und trocknete die gekochten Körner in der Röhre. Die Körner sahen nun fast aus wie reife Saathirse. Es tat dieselbe in einen Beutel, gab diesen dem Besenbinder und sprach: „Geh, Vater und bring die Hirse

dem Grafen und sag ihm, er möge sie aussäen und mir zuschicken, was er davon erntet, damit die Küken zu fressen haben, wenn sie ausgeschlüpft sind!" — „Ach Gott, Kathrin, was soll das werden!" sagte der Alte. Aber er trug den Beutel auf das Schloß und bestellte, was seine Tochter ihm aufgegeben hatte. Der Graf besah die Körner genau. Dann rief er ärgerlich: „Die sind ja gelocht!" Antwortete der Besenbinder: „Meine Tochter läßt Euer Gnaden sagen, mit den Eiern wäre es nicht anders." — Nun machte der Graf die zweite Probe. „Mein lieber Alter", sprach er zu dem Besenbinder, „hier hat er eine Lage Garn. Die bringe er seiner Tochter, daß sie mir davon ein Stück Feinwand webe." Als der Besenbinder zu seiner Tochter kam, sagte er: „Ach Kathrin, wie kannst du Gräfin werden? Nun sollst du dem Grafen aus einer Lage Garn ein Stück Feinwand weben." Kathrinchen sagte nichts, sondern setzte sich in ihre Kammer und dachte nach. Den andern Tag gab es dem Vater drei Besenreiser und hieß ihn, dieselben dem Grafen hinzubringen, damit er daraus einen Webstuhl für die Feinwand baue. Der Alte schüttelte den Kopf und ging. Als er dem Grafen die Botschaft ausgerichtet hatte, sagte der: „Ich merke schon, deine Tochter hat einen feinen Verstand. Jetzt sag' ihr, sie solle zu mir kommen: nicht bei Tage und nicht bei Nacht, geritten und doch nicht zu Pferde, nicht im Wege und nicht außer dem Wege, nicht nackend und nicht angezogen. Und als Hochzeitsgabe muß sie mir bringen drei Geschenke, die nicht bleiben." Als der Alte traurig nach Hause kam, sagte er: „Kathrinchen, was der Graf nun fordert, das kannst du nicht, das ist zu schwer," und dann erzählte er ihm alles. Kathrinchen aber lachte und lief zum alten Fischer am See und bat ihn um ein altes Netz. Darauf lief es zum Jäger und sagte: „Jäger, fang mir einen lebendigen Hasen." Und der Jäger versprach dem schönen Mädchen zum nächsten Morgen einen. Von dem Jäger lief Kathrinchen zum Schulzen und bat: „Gewatter, schenkt mir zwei Tauben!" und bekam sie auch. Nun eilte das Mädel zur Lumpenfaherin und sprach: „Mütterchen, leiht mir morgen nachmittag euren Esel." „Nimm ihn dir gleich mit," sprach die Alte, „den morgen habe ich große Wäsche." Am andern Nachmittag zog Kathrinchen seine Kleider aus und band das Fischnetz um. Dann holte es den Esel aus dem Stalle und hing ihm an die eine Seite einen Korb mit den 2 Tauben. An die andere Seite band es den Korb mit dem Hasen, den ihm der Jäger gebracht hatte. Darauf setzte es sich selbst auf den Rücken des Esels und ritt, als die Sonne eben untergegangen war, den Schloßberg hinauf. — Der Graf lag im Fenster. Da sah er Kathrinchen kommen, nicht bei Tage und nicht bei Nacht, sondern im Zwielichte; geritten und doch nicht zu Pferde, sondern auf einem Esel; nicht im Wege und nicht außer dem Wege, sondern im Wagengeleise; nicht nackend und nicht angezogen, denn es war in ein Fischnetz gewickelt. Nun ärgerte es ihn doch, daß die Besenbinderin seine Gräfin werden sollte, und er befahl seinen Dienern, sie mit Hunden vom Hofe zu hegen. Die Diener lösten die beiden gewaltigen Körter von der Kette, und diese stürzten auf Kathrinchen los. Das aber rief: „Herr Graf, hier ist meine erste Hochzeitsgabe! Seht, sie bleibt nicht." Damit öffnete es den Deckelkorb, und der Hase — hast du nicht gesehen — sprang auf und davon. Kaum hatten die Hunde den Hasen erblickt, so jagten sie ihm nach und kümmernten sich weder um

Kathrinchen noch um den Esel. Kathrinchen stieg ab und ging mit dem andern Korbe in des Grafen Stube, tat den Deckel ab und sprach: „Hier, Herr Graf, mein zweites Geschenk und mein drittes!“ und hufsch, hufsch flogen die beiden Tauben zum Fenster hinaus. Da lachte der Graf und sagte: „Mädel, du bist klüger, als ich dachte! Komm, jetzt wollen wir Hochzeit halten!“ Nun wurde ein großes Fest gefeiert. Ehe sie aber zu Tische gingen, mußte die junge Frau dem Grafen schwören, nie darein zu reden, wenn er auf dem Schlosse einen Streit zu schlichten hätte, sonst würde er sie sofort wieder zu dem Besenbinder zurückschicken. Das schwur Kathrinchen dem Grafen auch zu. — Nachdem sie lange Zeit in Glück und Frieden gelebt hatten, kamen einmahl zwei Bauern vor den Grafen mit einem wunderlichen Streit. Sie waren zusammen zu Markte gefahren, unterwegs hatte die eine Stute ein Fohlen geworfen, und nun wollte jeder das Füllen haben. Der Graf fragte den ersten Bauer: „Warum soll das Füllen dir gehören?“ „Weil meine Stute tragend war,“ antwortete der. „Und warum willst du es für dich haben?“ fragte er den andern. „Euer Gnaden,“ sagte der andere, „es hat unter meinem Wagen gelegen, wie ein Kind bei seiner Mutter.“ „Nun, so spreche ich dir das Füllen zu,“ entschied der Graf. Betrübt ging der rechtmäßige Besitzer von dannen. Der andere aber freute sich seines Betrug, und zum Spott und Hohn führte er das junge Pferd jeden Sonntag nach der Kirchzeit an dem Hause des Nachbarn vorüber. Weil dieser den Ärger nicht mehr verbeissen konnte, beim Grafen aber kein Recht bekam, ging er zu der Gräfin und bat um ihren Rat. Die aber wollte lange nichts mit dem Handel zu tun haben. Aber der Bauer quälte so anhaltend, daß sie endlich nachgab. Zuvor mußte der Bauer aber schwören, dem Grafen nie zu verraten, daß der Rat von ihr käme. — Nach einigen Tagen saß der Bauer auf einem Sandberge und zog ein großes Fischnetz hoch. „He,“ rief der Graf, „was machst du da?“ „Euer Gnaden, ich fange Fische,“ entgegnete der Befragte. „Bist du von Simmen?“ schalt der Graf, „wie kann man auf einem Sandberge Fische fangen!“ „Ja,“ sagte der Bauer, „so gut als ein Wagen ein Fohlen werfen kann, so gut kann ich auch auf einem Sandberge Fische fangen.“ „Das hat dir meine Frau geraten!“ rief der Graf, ließ der Bauern holen und bedrohte ihn mit dem Tode, wenn er nicht die Wahrheit sage. Da erzählte der Geängstigte alles haarklein. Nun führte der Graf den Bauern zu der Gräfin und sprach: „Du hast diesem Matthe sein Gut gerettet, und ich gebe Befehl, daß ihm der Nachbar sofort das Füllen zurückbringt; aber du hast deinen Eid gebrochen, und darum befehle ich, daß du noch heute Abend aus dem Schlosse gehst.“ „Lieber Mann,“ sagte die Gräfin, „ich habe Unrecht getan; aber zwei Bitten könntest du mir doch noch gestatten.“ „Laß sie hören,“ sprach der Graf. „Zum ersten möchte ich mit dir einen Abschiedstrunk trinken,“ sagte die Gräfin, „und dann laß mich das Liebste mitnehmen, was ich auf dem Schlosse habe.“ Das hat der Graf beides versprochen, und er trank den Abschiedstrunk mit ihr. Die Gräfin hatte aber einen Schlaftrunk in den Becher getan. So kam's, daß der Graf in einen tiefen Schlaf fiel und nicht merkte, was mit ihm geschah. Kathrinchen ließ ihn nun in einen großen Sack stecken, auf einen Wagen laden und in des Besenbinders Haus bringen. Sie selbst hielt bei ihm Wache. Um Mitternacht erwachte der Graf. Als er merkte,

daß er gefangen war, begann er zu wimmern und zu klagen und rief einmal über das andere: „Wo bin ich?“ „Wo sollst du sein, Herzensmännchen,“ antwortete Kathrinchen. „Du warst mir das Liebste im ganzem Schlosse, darum habe ich dich in Sacke mit hierher genommen in meines Vaters Haus.“ „Ach, bind' doch den Sack wieder auf!“ bat der Graf. „Willst du mich auch in dein Schloß nehmen und nie mehr von dir lassen?“ fragte die schöne Frau. Und als der Graf das versprochen hatte, band sie die Schnur auf, und der Graf sprang heraus, und sie gingen sogleich wieder in das Schloß zurück. Dort lebten sie beide noch lange Jahre in Glück und Frieden, und wenn sie nicht gestorben sind, leben sie heut und diesen Tag noch.



### Wie der Schuster aus seinen Nöten kam.

Es war einmal ein Schuster. Dem ging es sehr schlecht. Das Leder war teuer und mußte gleich bezahlt werden. Die Kunden aber waren spärlich und ließen lange auf Bezahlung warten. Einmal saß der Schuster wieder voll banger Sorgen auf seinem Dreibein; da kam ein großer Mann mit schwarzem Bart in die Stube gehumpelt. „Lieber Meister,“ sagte er, „ich habe von deiner Not gehört und will dir helfen.“ Das hatte dem Bruder Pechdraht noch kein Mensch gesagt. Ihm war der Fremde gleich verdächtig vorgekommen, und als er nach den Füßen des anderen sah, wußte er Bescheid. Dennoch sagte er: „Weil es mir so schlecht geht, nehme ich selbst die Hülfe vom Teufel an.“ „Das ist doch ein vernünftiges Wort,“ rief erkrent der Höllenfürst. „Jetzt wollen wir bald einig werden. Ich gebe dir sofort zwei Tonnen Goldstücke. Sobald du dieselben verbraucht hast, komme ich und nehme dich mit in die Hölle.“ „Abgemacht,“ lachte Meister Knieriem, „wenn du drei Aufgaben lösest, die ich dir stelle. Kannst du sie nicht vollbringen, so hast du keinen Teil an mir.“ „Schuster,“ sagte Freund Pferdeseuß, „das hilft dir ja doch nichts. Aber wenn du nicht anders willst, so bin ich's auch zufrieden. Jetzt unterschreib' aber schnell.“ Sobald der Meister seinen Namen mit dem eigenen Blute unterschrieben hatte, verschwand der Böse. Nach wenigen Augenblicken aber standen im Zimmer zwei Tonnen — wie Heringsfässer so groß — voller Zwanzig-Markstücke. —

Hei! was gab's jetzt für ein Leben in der Werkstatt! Schuhe und Stiefel flogen in die Ecke. Gearbeitet wurde gar nicht mehr. Aber Wein und Bier, Braten und Kuchen gab's in Ueberfluß. An Zigarren fehlte es auch nicht. — Aber alles hat einmal ein Ende. Eines Tages merkte der Schuster, daß seine beiden Tonnen ganz leer seien. Kaum hatte er mit Schrecken die Beobachtung gemacht, da klopfte ihm der Teufel auch schon auf die Schulter und sagte: „Jetzt geht es an die Arbeit!“

„Nun gilt's dich deiner Haut wehren!“ dachte der Schuster und ging mit dem Teufel hinaus in den Wald. Hier sagte der Böse: „Die erste Aufgabe laß' mich mal stellen. Ich will sehen, ob du es wohl aushäldest, wenn ich mit einem Schläge alle Äste und Zweige im ganzen Busch herunterhau.“ „Man zu!“ sagte der Schuster und hielt sich beide Ohren zu, sodas er von dem entsetzlichen Knallen nicht viel merkte. Als der Teufel sich nach ihm umblickte, bekam er ein spöttisches Gesicht zu sehen.

Auch mußte er sich gefallen lassen, daß ihm der Schuster sagte: „Mit solchen Dingen kannst du kleine Kinder anführen. Ich werde dir zeigen, daß du das nicht aushalten kannst, was ich tue.“ Der Teufel bekam es jetzt mit der Angst und bat: „Lieber Schuster, wenn das so schrecklich wird, dann binde mir doch erst die Augen zu.“ Das tat der Meister gerne. Dann nahm er einen mächtigen Eichenknüttel und schrie: „Jetzt geht's los!“ Bang! kriegte der Satan eins zwischen die Hörner, daß ihm Hören und Sehen verging. Und hagel dicht sausten die Streiche fortwährend auf des Teufels Schädel. „Halt ein! Halt ein!“ schrie er. „Du hast gewonnen.“ „Das sagte ich dir ja gleich,“ erwiderte der Schuster und band ihm das Tuch ab. „Jetzt gebe ich dir eine Aufgabe. Sieh, dort auf der Wiese graßt ein Hengst. Nimmst du den wohl auf den Rücken und trägst ihn um den Wald herum?“

Der Teufel machte sich an die Arbeit, legte die Vorderfüße des Pferdes auf seine Schultern und begann die beschwerliche Reise. Aber der Hengst war ein wildes Tier. Er schlug mit seinen Hinterbeinen so um sich, daß dem Teufel fast die Knochen brachen. Und wenn er auch das wilde Roß fast ganz um den Wald getragen hatte, kurz vor dem Ziel mußte er es doch loslassen. Mit Schweiß, Blut und Schmutz bedeckt kam er wieder bei dem Schuster an. „Bist doch ein großer Schafskopf“ sagte der Schuster. „Sieh, ich nehme den Hengst zwischen die Beine und komme ohne alle Anstrengung um den Busch.“ Sprach's, schwang sich auf das Roß und jagte dahin. Der Teufel sperrte Mund und Nase auf und rief: „Es ist wahr! du kannst mehr wie ich.“

„Na,“ sagte der Schuster, „wenn du das einiehst, dann sollst du jetzt auch nur mit meinem kleinen Jungen um die Wette laufen. Holst du ihn ein, so hast du mich gewonnen.“ Schnell lief er nach Hause und holte eine Kiste. Darin verwahrte er einen jungen Haien, den hatte er sich groß zichen und später braten wollen. Als er zurückkam, sagte er: „Auf drei geht's los! 1! 2! 3!“ Damit öffnete er die Kiste. Wie ein Pfeil schoß der Hase heraus und heidi! ging's über das Ackerfeld. Der Teufel rastete hinterdrein. Er sah nicht rechts, er sah nicht links, nicht vorwärts und nicht rückwärts. Er wollte nur des Schusters kleinen Jungen einholen. Fast hätte er ihn auch bei seinen langen Ohren erwischt. Da kamen sie plötzlich vor einen breiten Moorgraben, der ganz mit Moos überwachsen war. Der Hase kam leicht darüber fort. Aber der schwere Teufel hatte kaum einen Fuß darauf gesetzt, so brach die dünne Decke, und er fiel über Nase und Ohren hinein. Seitdem ist er nicht wieder auf die Welt gekommen. Der Schuster war aber von allen seinen Nöten befreit.



### Der Wullenfaß.

Ein König hielt in einem Schlosse einen wilden Mann gefangen, der alles wußte, was auf der Welt geschah. Vor ihm holte er sich immer den besten Rat, und er hätte seinen Ratgeber um seinen Preis der Welt freigegeben. Einst spielt der kleine Königssohn auf dem Hofe Ball, und ein Wurf ging durch das Gitterfenster in die Zelle des wilden Mannes. Der Knabe bat um seinen Ball, bekam aber gar keine Antwort. Als das

Bitten und Betteln nicht aufhörte, sagte der wilde Mann: „Du sollst den Ball wieder bekommen, wenn du meine Kerkertüre öffnest, daß ich entfliehen kann.“ Der Prinz erwiderte: „Das kann ich nicht, wenn ich auch wollte, denn den Schlüssel zu deiner Türe trägt die Mutter in ihrer Tasche und läßt ihn nicht von sich.“ „Ach,“ sagte der wilde Mann, „gehe nur zu ihr und sage ihr, dich jucke es am Kopfe. Dann wird sie nachsehn, was dir fehlt, und du hast Zeit genug, den Schlüssel aus ihrer Tasche zu ziehn.“ Der Knabe tat, wie ihm der wilde Mann geraten hatte, brachte den Schlüssel und schloß das Gefängnis auf. Der wilde Mann gab ihm den Ball und wollte schnell in den grünen Wald eilen. Aber der Knabe ergriff ihn beim Arme und fragte, wie er denn den Schlüssel wieder in die Tasche der Mutter bekomme. Er erhielt die Antwort: „Schließe die Türe zu, und dann mache es genau so, wie vorher.“ Das tat der Junge, und seine Mutter gab ihm einen Klapps, weil er immer angelaufen käme, obgleich ihm nichts fehle. Von dem Schlüssel merkte sie nichts.

Als abends der König heimkam, wollte er sich von seinem wilden Manne Rat holen, fand aber die Zelle leer. Nachdem er sich von seinem Schreck erholt hatte, lief er zur Königin und schalt, daß sie den Schlüssel herausgegeben habe. Die aber beteuerte, daß sie niemand den Schlüssel anvertraut hätte. Da fiel ihr das sonderbare Benehmen ihres Zungen ein, und sie fragte ihn, ob er ihr den Schlüssel genommen habe. Der gab der Wahrheit die Ehre und sagte getroßt ja. Nun wurde der König so zornig, daß er befahl, den Spießbuben, wenn er auch sein Sohn sei, am nächsten Tage hinzurichten. Der Junge aber wollte noch nicht sterben, er entlief in der Nacht und hielt sich wochenlang im Walde verborgen. Da traf er eines Tages den wilden Mann, der ihn freundlich mit in seine Höhle nahm, in der noch zwei andere wilde Männer hausten. Hier wuchs der Knabe im Laufe der Jahre zu einem kräftigen Burschen heran. „Junge,“ sagte der wilde Mann einmal, „am andern Ende des Waldes wohnt ein mächtiger König, der demjenigen seine Tochter zur Frau versprochen hat, der ihm hundert Hasen vier Tage lang zu hüten vermag. Das wäre etwas für dich. Damit dir die Hasen nicht entlaufen, nimm diese Flöte. Sobald du darauf spielst, kommen die hundert Hasen zu dir, und wenn sie noch so weit entlaufen wären. Und hier hast du noch eine zweite Flöte. Wenn du auf der pfeiffst, so bin ich bei dir und helfe dir aus aller Not! Der Junge nahm die beiden Pfeifen, verabschiedete sich von dem wilden Manne und wanderte nach des Königs Schlosse. „Ich will die Hasen hüten,“ sagte er zum Könige. „Weißt du auch, daß ich dir den Kopf abschlagen lasse, wenn ein Hase verloren geht?“ fragte der König. „Das habe ich nicht gewußt“, antwortete der Bursche; „aber das macht nichts. Laßt die Hasen nur aus dem Stalle, daß ich sie austreiben kann.“ Da ließ der König den Stall öffnen, und — hast du nicht gesehen — ließen die Geißelsten dem Walde zu. „Die können aber laufen!“ rief der Junge fröhlich und zog ihnen nach. Als der Abend kam, war weit und breit kein Hase zu sehen; da setzte er die Pfeife an den Mund und blies, und sofort kamen von allen Seiten die Ausreißer herbei, und er trieb sie nach Hause wie eine Herde Lämmer. Der König war sehr erstaunt, als er die hundert Hasen wieder im Stall hatte; aber er meinte: „Der hergelaufene Bursche soll doch nicht mein Schwiegersohn werden!“

Als der Junge am andern Tage wieder seine Hasen hütete, kam ein Bauernmädchen zu ihm und wollte einen Hasen kaufen. Der Bursche erkannte bald unter der Verkleidung die Königstochter, ließ sich aber nichts merken, sondern sagte schließlich: „Ich verkaufe keinen Hasen; aber wenn du dir einen verdienen willst, so sollst du ihn haben. Gib mir einen Kuß!“ Da dachte die Prinzessin: „Der Bengel kennt dich nicht. Besser du gibst ihm heute einen Kuß, als wenn du ihn dein Lebenlang als Mann haben mußt!“ und gab ihm einen Kuß. Der Junge pfiß, die Hasen kamen, die Prinzessin setzte einen in ihren Korb und ging frohen Muts nach Hause. Der Junge sah ihr nach, und als sie nahe bei dem Schlosse war, pfiß er, und der Hase sprang aus dem Korbe und kam wieder zu ihm gelaufen. Die Prinzessin aber kam ganz niedergeschlagen zur Mutter und berichtete ihr alles. „Wer steckt auch einen Hasen in den Korb!“ sagte die Mutter. „Morgen werde ich mich auf den Weg machen; gib acht, mir wird es nicht fehlen!“

Am andern Tage kleidete sich die Königin als eine Bäuerin aus, die mit Obst und Eiern zu Markte ging und kam zu dem Hasenhüter. „Guten Tag, mein Sohn,“ sprach sie und erhielt zur Antwort: „Guten Tag, Mütterchen!“ Nun fing auch sie an, um einen Hasen zu handeln. Aber der Junge, der die Königin wohl erkannt hatte, sagte: „Ich verkaufe keine Hasen, denn das kostet mich mein Leben. Wenn du einen haben willst, mußt du ihn dir verdienen.“ „Das ist mir auch viel lieber“, sagte die Alte, „denn viel Geld haben wir Bauern nicht.“ „Es ist nicht schwer“ meinte der Hasenhüter, „stell' dich nur auf den Kopf und wackele mit den Beinen.“ „Underschämter Bengel“, dachte die Königin. Wollte sie aber ihre Tochter von dem hergelaufenen Manne erretten, blieb ihr nichts weiter übrig. Sie stellte sich also auf den Kopf und wackelte mit den Beinen, und dafür durfte sie sich den besten Hasen aussuchen. Sie steckte ihn in den Busen, nestelte das Kleid wieder ordentlich zu und machte sich auf den Heimweg. Als sie vor dem Schloßthor war, pfiß der Junge. Sofort riß der Hase die Hasen und Esen ab und lief schnell wieder dem Walde zu. Ganz aufgeregt vor Ärger berichtete sie der Prinzessin und dem Könige von ihrem Mißgeschick, wie ihr der Hase dicht vor dem Tore entsprungen sei und sie noch vergeblich versucht habe, ihn am Schwanz festzuhalten. „Ich sehe schon, mit euch Frauen hat es keine Art. Morgen werde ich mich selbst auf den Weg machen!“ jagte der König.

Er zog sich am andern Tage lederne Hosen, hohe Stiefel und einen langen Rock an, setzte sich einen Bauernhut auf den Kopf und ritt auf einem Esel in den Wald. „Jetzt kommt der König selbst!“ lachte der Junge. „Na, wart, dich will ich kriegen.“ „Guten Morgen, mein Sohn!“ sagte der König und stieg von seinem Grauchen. „Ich muß bis heute Abend einen Hasen haben, sonst geht es mir an's Leben, willst du mir keinen ablassen?“ „Mir schlägt man auch das Haupt ab, wenn ich nicht alle heimbringe. Und vom Verkaufen ist keine Rede. Willst du einen haben, mußt du ihn dir verdienen!“ war die Antwort. Der König fragte: „Was soll ich denn tun?“ „Küß' deinen Esel neunmal kreuzweise unter dem Schwanzriemen!“ hieß es kurz zurück. Der König bekam darüber solchen Schreck, daß er sich beinahe verraten hätte; aber er besann sich und dachte bei sich: „Was hilft es!“ Er kennt mich nicht, und der Esel ist



ein Tier, dem man schon mal einen Kuß geben kann!“ Gedacht, getan! Er tat, wie ihm geheißen war und bekam seinen Hasen. Schnell knöpfte er ihn unter den Rock, setzte sich auf sein Longohr und ritt davon. Der Junge schaute ihm nach, bis er die Treppe zum Schlosse hinaufsteigen wollte. Da setzte er seine Pfeife an, der Pfiff ertönte, und der Hase sprengte alle Knöpfe von des Königs Rock und jagte zurück. Königin und Prinzessin freuten sich, daß es dem Könige nicht besser ergangen war als ihnen selbst.

Am Abend trat der Junge vor den König und sagte: „Ich habe die Arbeit verrichtet, nun gebt mir eure Tochter zur Frau!“ „Sachte, sachte, mein Söhnchen! So schnell geht das noch nicht. Du mußt mir noch erst einen Wullenfack voll erzählen. Über drei Tage kannst du mit dem Erzählen anfangen. Und wird der Sack nicht voll, wird aus der Heirat nichts.“

Darauf ließ er vom Hofschneider einen langen Wullenfack nähen. Der Hofschneider mußte ein Gerüst errichten, woran der Sack aufgehängt wurde. Der Maurer mußte eine Kanzel für den Jungen bauen. Der war in den Wald gelaufen, hatte mit der andern Pfeife den witten Mann herbeigerufen und ihn um Rat und Hilfe gebeten. Der wilde Mann lachte und sagte: „Nur nicht ängstlich! Erzähle nur, wie es dir beim Hasenhüten ergangen ist, so wirst du den Sack bald voll bekommen.“

Zur festgesetzten Stunde bestieg der Junge die Kanzel. Der König, die Königin, die Prinzessin saßen vor ihm, und viel Volk drängte sich um ihn, denn alle wollten gerne sehen und hören, wie ein Mensch einen Wullenfack voll erzählen würde. Der Junge tat seinen Mund auf und erzählte von diesem und jenem, wie es in der Welt zuginge, und wie alles gemacht würde. Endlich sagte er: „Jetzt will ich euch erzählen, wie es mir mit dem Hasenhüten gegangen ist! Nachdem ich den ersten Tag alles richtig besorgt hatte, wie es sich für einen Hütejungen gehört, kam am zweiten Tage ein Bauernmädchen zu mir. Das war aber unsre Prinzessin, die hier sitzt und bat mich, ich solle ihr einen Hasen verkaufen. Verkaufen gibt's nicht, hier heißt's verdienen, sagte ich. Du sollst einen Hasen bekommen, wenn du mir einen Kuß gibst. Da spitzte sie ihr rotes Mündchen und gab mir einen Kuß, und dann hatte sie ihren Hasen weg. Aber lange hat sie ihn nicht behalten, er sprang ihr aus dem Korbe und kam wieder zu mir. Die Prinzessin wurde rot wie ein Puthahn und hielt sich die Hände vor die Augen. Die Königin knuffte sie in die Seite und sagte: „Das kommt davon, daß du dich nicht ordentlich ausgekleidet hast! Mich hat er nicht erkannt!“ Während die Königin noch auf die Prinzessin zankte, fuhr der Junge fort: „Am dritten Tage bekam ich wieder Besuch. Es war eine alte Bäuerin, die Eier und Äpfel zu Markte trug. Sie tat wenigstens so. Es war aber unsre Frau Königin, die hier sitzt und die sich nur ausgekleidet hatte. „Hat mich der nichtsnutzige Säckling doch erkannt“, sprach die Königin beiseite. — Sie wollte auch einen Hasen kaufen, erzählte der Junge, gäbe ich ihr seinen, gelte es ihr Leben, sagte sie. Verkauften ist nicht, nur verdienen, gab ich ihr zur Antwort. Stellst du dich auf den Kopf und wackelst mit den Beinen, so sollst du einen Hasen haben. Da stellte sich unsre Königin auf den Kopf und wackelte mit den Beinen und bekam ihren Hasen. Aber lange hat sie ihn nicht

behalten; vor dem Stadttor bekam er Sehnsucht nach mir, sprang aus ihrem Busen heraus und kam zu mir zurück. Alles Volk lachte; die Königin aber schrie: „Pfui! ist das ein unanständiger Bengel!“ „Ruhe!“ gebot der König, denn er freute sich, daß der Junge die Königin und die Prinzessin so übel mitgenommen, weil er glaubte, sie hätten die Sache nicht listig angefangen. „Junge erzähl weiter!“ Dann zischelte er seiner Frau zu: „Warte nur ab, mich hat er nicht erkannt!“ Der Junge erzählte weiter. „Den vierten Tag ging es gar toll, da besuchte mich unser allergnädigster Herr König. Der kam auf einem Esel geritten, hatte lederne Hosen, hohe Stiefel und einen langen Rock an und trug einen großen Bauernhut auf dem Kopfe. Er wollte sich auch einen Hasen verdienen. „Küß' deinen Esel neunmal unter den Schw—a!“

„Ha—a—alt! Der Sack ist voll! rief der König; „Komm' hinab, lieber Junge, hier hast du meine Tochter!“ Da stieg der Junge von der Kanzel herab und bekam königliche Kleider anzuziehen, und dann wurde Hochzeit gefeiert. Und als die Prinzessin vernahm, daß er kein herge-laujener Bettler, sondern königlicher Abkunft sei, gewann sie ihn auch von Herzen lieb. Und sie lebten glücklich und zufrieden ihr Leben lang; und wenn sie nicht gestorben sind . . . . .

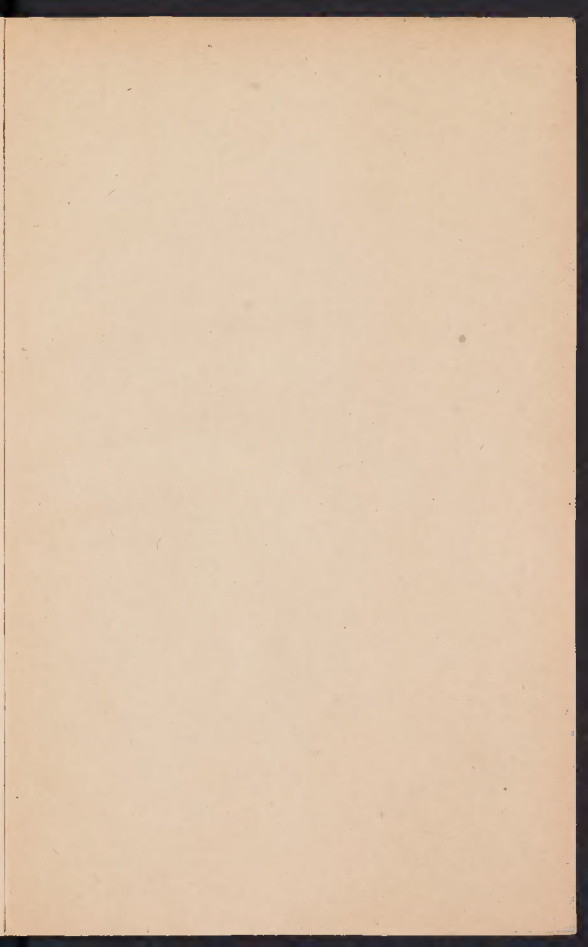


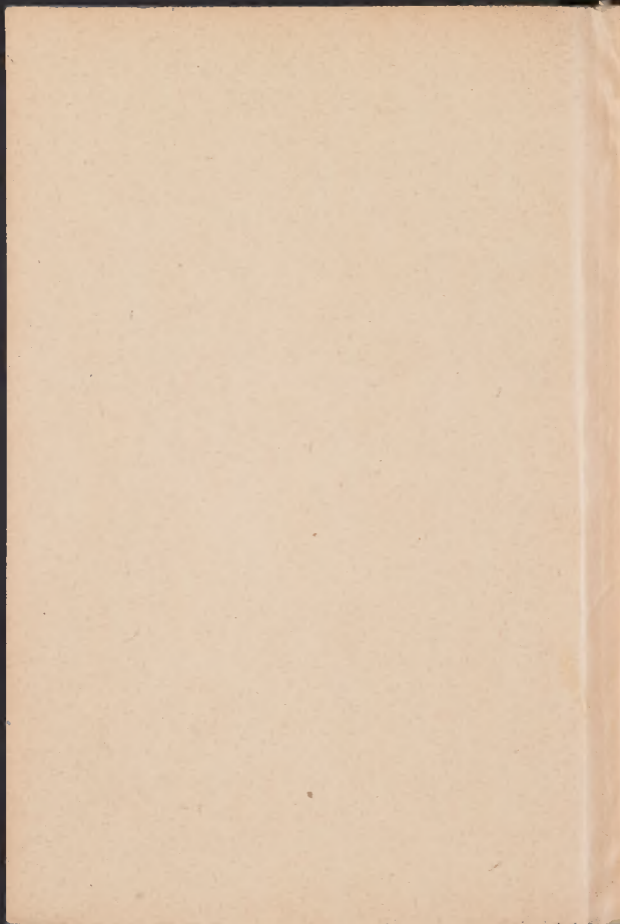
## Inhaltsverzeichnis.

	Seite		Seite
Vorwort . . . . .	2	Klaus Störtebeker . . . . .	37
Das Barnimskreuz . . . . .	3	Von den sieben bunten Mäusen . . . . .	41
Die Siebenbachmühlen . . . . .	5	Rattenkönig Birlibi . . . . .	42
Die ungerateten Kinder . . . . .	6	Wie die Insel Hiddensee entstand . . . . .	45
Die Raubmönche zu Stettin . . . . .	7	Das Bernsteinenschloß . . . . .	47
Der Glanbecksee . . . . .	8	Vineta . . . . .	48
Der Teufelsstein bei Polchow . . . . .	8	Bestrafte Ungezügelmtheit . . . . .	50
Der große Stein . . . . .	8	Seringsdorf . . . . .	51
Drei Brüder . . . . .	10	Der Hectetaler . . . . .	51
Am Wiegenstein . . . . .	10	Wie der Golmberg bei Swinemünde entstanden ist . . . . .	53
Der heilige Berg . . . . .	11	Der Baumfriedhof bei Misdroy . . . . .	55
Friedrichswalde, Hinzendorf . . . . .	11	Am Jordansee . . . . .	56
Claus Hinge . . . . .	12	Der Trauerberg und die Barbara- wiesen . . . . .	59
Die Maränen im Maduesee . . . . .	13	Der große Stein bei Grifstow . . . . .	60
Der Himmelfahrtssee . . . . .	14	Kantrek . . . . .	60
Die Glocken in der Marienkirche zu Stargard . . . . .	15	Der große Krebs im Enzigsee . . . . .	61
Joachim Appelmann . . . . .	15	Das Storchland . . . . .	62
Bölgiger Erfrischungen . . . . .	16	Der unterirdische Gang in Schivel- bein . . . . .	63
Von den Zwergen:		Das alte Schloß bei Göhle . . . . .	64
1. Das silberne Glücklein . . . . .	17	Die Schleifmühle in Callies . . . . .	65
2. Auf der Hochzeit . . . . .	18	Der Hammermühlenteich . . . . .	66
3. Die Ringe zu Pansin . . . . .	19	Die Bleie im Jeyplinsee . . . . .	66
4. Wie die Unterirdischen aus- wandern . . . . .	19	Der Fischer und der Teufel . . . . .	67
Der Feuerkönig . . . . .	20	Der Burgwall im Birchowsee . . . . .	68
Kief in de Mark . . . . .	21	Kloster Marienthron . . . . .	69
Basewalker Kürassiere . . . . .	21	Der heilige Berg bei Pollnow . . . . .	70
Eine böse Kindtaufe . . . . .	23	Der Hühnerberg bei Gr. Reep (Rum- melsburg) . . . . .	70
Der Name der Stadt Greifswald . . . . .	24	Woher die vielen Steine auf dem Rummelsburg Bergland kommen . . . . .	71
Die Kloster ruine zu Eldena . . . . .	24	Streiche der Darfelowter:	
Die arme reiche Frau zu Stralsund . . . . .	25	1. Der neue Schneidemeister . . . . .	72
Der Dänholm . . . . .	25	2. Das Erntebier . . . . .	73
Swantewit . . . . .	27	3. Die Pferdecierr . . . . .	73
Die neun Berge bei Ramin . . . . .	28	Die Mühle bei Quäsdow . . . . .	73
Prinzessin Swantwithe . . . . .	33		
Der Hertafsee . . . . .	36		
Die Steinprobe . . . . .	36		

	Seite		Seite
Von der Stadt Zanow:		Der Krieg zwischen den Lebaern und den Uhlincrn . . . . .	84
1. Warum die Stadt Zanow heißt	74	Der Lindwurm im Lebamoor . . . . .	84
2. Warum die Zanow'sche Feld- mark so klein ist . . . . .	75	Die sieben Lebaer im Himmel . . . . .	85
3. Wie die Zanower zählen lernten	75	Vom klugen Kathrinchen . . . . .	86
4. Die Sparsamkeit der Zanower	76	Wie der Schuster aus feinen Nöten kam . . . . .	89
5. Der Maushund in Zanow . . . . .	77	Der Bullensack . . . . .	90
6. Die Kirche in Zanow . . . . .	77	Inhaltsverzeichnis . . . . .	95
7. Der Heringsteich . . . . .	78		
8. Wie die Zanower den Brunnen ausbessern wollen . . . . .	78	Sagen von Stettin und Um- gegend . . . . .	3—16
Das Irzlicht . . . . .	79	Sagen von Vorpommern: Rügen . . . . .	17—60
Die Gründung der Stadt Kolberg	80	Sagen von Hinterpommern . . . . .	61—94
Freundeestreue . . . . .	81		
Der Schloßberg bei Bütow . . . . .	81		
Das verwünschte Königreich bei Bel- gard im Kreise Lauenburg . . . . .	82		







10  
2 175-1

## Im Verlage von Arthur Schuster, Stettin

erschienen:

- Veder, Jr.**, Heimatkundliches Lesebuch für Stettin und die Provinz Pommern  
I. Teil, 4. Aufl., Stettin, M. 0.70; II. Teil, 5. Aufl., Provinz  
Pommern, M. 1.20.
- " " Sagen und Sagenhaftes, Märchen, Schwänke, Streiche aus Pommern,  
2. Aufl., M. 1.20.
- Haas, Prof. Dr. A.**, Rügenische Sagen, 6. Aufl., M. 2.50, Leinenband M. 4.50.
- " " " " Usedom-Wolliner Sagen, 2. Aufl., M. 2.50, Leinenband  
M. 4.50.
- " " " " Rügenische Volkskunde, brosch. M. 1.—, gebd. M. 1.50.
- " " " " Stubbenlammer, Hertshäse — Hertshaburg in Geschichte und  
Sage, brosch. M. 1.—, kart. M. 1.50.
- " " " " Die Insel Bilm, mit 15 Illustrationen, M. 1.50.
- " " " " Arkona, 2. Aufl. 1925, M. 1.20.
- " " " " Burgwälle und Hünengräber, 1925, M. 1.80.
- Gulthmann, Dr. A.**, Meeresheilkunde, Seeluft, Seebad, Seefahrt, M. 1.—.
- Hofmeister, Ed.**, Rugardslage, M. 1.—.
- Wendt, Paul**, Arkona mit Anhang Swantewitkulst, M. 1.—.
- Schuster, Arthur**, Führer durch die Insel Rügen, 15. Aufl., M. 1.50.
- " " Führer durch das Ostseebad Binz, 11. Aufl., M. 0.50.
- " " Führer durch die Insel Bornholm, 11. Aufl., M. 1.50.
- " " Führer durch Kopenhagen, 2. Aufl., M. 1.—.
- " " Führer durch Kopenhagen und Südschweden, 2. Aufl., M. 1.50.
- Müller, Gustav**, Reisekarte der Insel Rügen, 1:125 000, M. 0.50.
- " " Große Karte der Insel Rügen, 1:75 000, M. 1.50.
- " " Karte des Granitgebietes, 1:25 000, M. 0.60.
- " " Karte des Jasmundgebietes, 1:25 000, M. 0.60.
- " " Touristenkarte für das Ostseegebiet Rügen, Swinemünde, Stettin,  
10. Aufl., M. 0.75.
- " " Touristenkarte für den südlichen Teil Dänemark, Südschweden,  
M. 0.75.
- Pharus**, Verkehrskarte Nord-Ost Deutschland, M. 0.75.
- " Plan und Führer von Stettin, II. Ausg. M. 0.75, gr. Ausg. M. 1.25.



BIBLIOTEKA  
MUZEUM POMORZA ŚRODKOWEGO  
w SŁUPSKU

1571-12/14